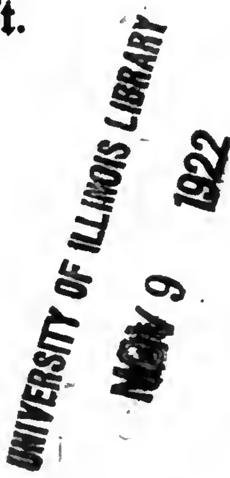
Ernst, A.B.

Frauenkaraktere und Frauenprobleme bei Ludwig Anzengruber

Frauencharaktere und Frauenprobleme bei Ludwig Anzengruber.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der philosophischen Doktorwürde
an der Staatsuniversität Wisconsin
1912.

Von
Adolphine Bianka Ernst.



Leipzig
Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H.
1922

Meinem Vater
und dem Andenken meiner Mutter
gewidmet.

Inhalt.

Vorwort.

Vorliegende Untersuchung kam bereits im Juli 1912 zum Abschluß, alles später über Anzengruber erschienene ist mir unzugänglich geblieben. Umstände verschiedenster Art verzögerten die nötigen Vorbereitungen zum Druck bis zum Jahre 1914. Infolge des Krieges erreichte die erste Abschrift das Verlagshaus erst 1916, und die Nachricht vom Empfang derselben kam erst 1918 nach Amerika. Da es unmöglich war, in dem Wirrwarr der ersten Jahre nach dem Kriege die geschäftliche Seite der Sache befriedigend zu regeln, wurde der Druck erst ermöglicht durch die Europareise einer Kollegin, Professor Elisabeth Roßberg-Leipnitz, die sich gütigst bereit erklärte, die Drucklegung zu überwachen, wofür ich ihr auch hier meinen herzlichen Dank ausspreche.

Der Abschluß meiner Studien, dazu auch diese Arbeit, wurde mir ermöglicht durch die gütige Verleihung eines Stipendiums in der deutschen Abteilung der Universität Wisconsin. Dankbar erkenne ich die Anregung und wohlwollende Beratung an, durch die mich der Leiter derselben, Herr Prof. Dr. A. R. Hohlfeld, aufs mannigfaltigste verpflichtet hat.

Auch bei der „Association of Collegiate Alumnae“ von den Vereinigten Staaten stehe ich in Schuld, deren Stipendium mir ein einjähriges Studium auf der Universität Leipzig ermöglichte.

Besonderen Dank schulde ich auch Herrn Professor Dr. E. C. Roedder sowie auch dem frühverstorbenen Herrn Dr. E. Reinhard für die gütige Durchsicht des Manuskriptes.

Die Welt sah anders aus im Jahre 1909, als ich die Dramen Anzengrubers zuerst näher kennen lernte. Sie sprachen mich an, weil sie ganz besonders den gesunden Kern des österreichischen Volkes betonten und den Glauben an die moralische Kraft des Volkstums. All das Schwere, das wir seitdem erlebt haben, hat uns diesen Glauben an die verjüngende Kraft des Volkstums nicht nehmen können.

Einleitung.

„Man könnte Anzengruber einen feministischen Dichter nennen, denn er war nicht bloß jederzeit der Anwalt der Rechte des Weibes, sondern er stellte nur selten schwache, knechtische weibliche Charaktere in seinen Heldinnen dar", sagt Friedmann[1]) im Hinblick auf die Werke des Dichters. Sein Biograph Bettelheim[2]) nimmt für ihn, bei Gelegenheit der Charakterisierung der Amalie Mittler in „Brave Leut' vom Grund", aus demselben Grunde den Titel „Wiener Frauenlob" in Anspruch.

Bei Müller-Guttenbrunn[3]) dagegen findet sich folgende Stelle in der Kritik der Werke der ersten Periode: „Anzengrubers Helden sind immer Männer. Dadurch vorzüglich unterscheidet er sich von der gesamten heutigen Bühnenschriftstellergilde. Fast alle sind sie dem Weibe verfallen; er aber hatte die Kraft, eine ganze Reihe von männlichen Charakteren zu schaffen, die geradezu typisch und volkstümlich geworden sind."

Was Anzengruber in Wirklichkeit mit seinen Werken beabsichtigte, war nicht sowohl eine Verherrlichung des einen oder des anderen Geschlechts, sondern die sittliche Erziehung des gesamten Volkes, wie es vor ihm Auerbach, Hebel, Bitzius und gleichzeitig mit ihm Rosegger anstrebten. Über diese Absicht gibt er in den Briefen und in den Vorreden seiner Werke Aufschluß. Er schreibt an Rosegger:[4]) „Wenn wir, die wir uns emporgerungen, . . . heraus aus dem Volk, das doch all unsere Empfindungen und Denken großgesäugt hat . . . wenn wir . . . zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert

[1]) Friedmann S. 73.
[2]) Bettelheim A. Deutsche und Franzosen. S. 99.
[3]) Müller-Guttenbrunn S. 175.
[4]) Briefe 1, S. 119 und 120.

in die freiere Luft, zurück auf alle die tausend Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmut, denn wir, wir wissen zu gut, in allen diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit . . . und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Tal zu Gesicht kriegen, so tun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen: „Kimmt 'rauf, do geht der Weg".

Volksführer im rechten Sinne des Wortes wollte Anzengruber sein. Das Mittel zur Volkserziehung ist ihm die Wahrheit und nur diese. Der Dichter, der die Wahrheit zum Steuer wählt, „betrachtet sich als Priester eines Kultus, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit, und nur eine Mythe, die vom goldenen Zeitalter . . ., ein einziges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werktätigen Strebens"[1]). Deshalb ist der Volksdichter vor allem Sittenschilderer. Er sucht die Probleme der Zeit, behandelt und beleuchtet sie. Er vermeidet weder das Unangenehme noch das Häßliche, weder das Niedrige noch das Abstoßende, damit „der Pfad gangbarer gemacht werden könnte"[2]).

Ein großer Unterschied trennt ihn jedoch von den späteren extremen Realisten, auch da, wo ihnen dasselbe Ziel vorschwebte. Wenn Anzengruber uns auch das Schreckliche nicht erspart, so verweilt er doch nicht bei dessen Ausmalung, sondern eilt darüber hinweg. Dagegen malt er aufs ausführlichste und liebevollste die Charaktere, denen man nachstreben soll, und betont die Bilder, die uns zeigen, wie schön das Leben sein könnte. Wie er sich hier besonders der Frauen angenommen hat, wie er gerade ihnen Ideale vor die Augen stellt, die Probleme ihres Lebens besonders berücksichtigt, das zu zeigen ist der Hauptzweck dieser Arbeit.

---

[1]) Werke 4, S. 7.
[2]) Werke 4, S. 6.

Erstes Kapitel.

Die Frau im Leben Anzengrubers.

Ludwig Anzengruber gehört zu den starren, herben, spröden männlichen Charakteren, wie man sie oft im Volke findet, die nur schwer zu beeinflussen sind. Von keinem seiner Freunde läßt sich ein nachhaltiger Einfluß nachweisen, und von literarischen Quellen sagt er selber, er habe Lehrer gehabt, aber keine Vorbilder[1]). Auch der weibliche Einfluß in seinem Leben wie in seinen Werken beschränkt sich auf den einer einzigen Person, seiner Mutter. Was sie ihm war, faßt er nach ihrem Tode in einem Brief an Rosegger zusammen: „Ich habe nicht nur das Weib, das mich geboren, die Mutter, die für mich Unmündigen gesorgt, ich habe meine beste Freundin verloren. Ein Stück meines Herzens, meiner Seele"[2]). Im Zettelkasten heißt es: „Die Liebe, Mutterliebe, mein Teil, mein ureigen, ewig unendlich Teil Liebe, das die Welt mir bot"[3]).

So lange er lebte, war sie ihm die Nächste, auch nachdem ihm nur die Erinnerung an sie geblieben war. Alles Tüchtige, was er im Leben wirkte, wollte er als ein ihr gestiftetes Denkmal betrachtet wissen.[4]) Er gelobte an ihrem Grabe, seine Ehre zu wahren und zu leben „gleich als wäre sie noch zur Stunde auf Erden und gälte es, ihr Freude zu machen"[5]).

Marie Anzengruber, geborene Herbich, war eine Frau von seltener Charakterstärke und Klugheit, „eine Frau von Geist und

[1]) Bettelheim S. 17.
[2]) Briefe 1, S. 269.
[3]) Bettelheim S. 103.
[4]) Bettelheim S. 33.
[5]) Bettelheim S. 33

Herz".[1]) Obwohl sie fünf Jahre älter war als ihr Gatte, war ihre Ehe doch eine ideale. Sie hatte einen starken Bildungstrieb, beschäftigte sich mit dem Malen von Blumenstücken und versuchte sogar auf eigene Faust die klassischen Sprachen zu erlernen.[2]) Als dem fünfjährigen Ludwig der Vater starb, war sie ihm nicht nur die Ernährerin, sondern sie leitete mit ernstem, zielbewußtem Sinn, mit liebender Hand und innigem Verständnis die Entwicklung des eigenartigen, träumerischen, schwierig veranlagten Knaben. Trotz großer Armut erfüllte sie sein Leben mit sonniger Heiterkeit, sie gewährte ihm eine glückliche Kindheit. „Diese ganze unverwüstliche Sonnigkeit und Innigkeit hat sie ihm mitgegeben, daß er immer das Licht bekannte, auch wenn es ihm noch so sehr und traurig dunkelte".[3])

Wie sie in der ersten Jugend für ihn gesorgt hatte, so pflegte sie den Zwanzigjährigen während seiner langen Krankheit. Mochte auch später der Mutter, die als Tochter eines Provisors eine gewisse soziale Stellung beanspruchen konnte, die Schauspielerlaufbahn des Sohnes durchaus nicht erwünscht sein, sie gab nicht allein ihre Einwilligung, sondern begleitete ihn treulich und hilfreich sieben Jahre hindurch auf den Wander- und Irrfahrten.

Anzengruber erzählt, wie er auf seinen Wanderfahrten das Gemeine, das sich an ihn zu drängen suchte, in unbewußter Regung fern hielt, wie ein Schlafender Fliegen verscheuche, wie er über all das Platte, Schale, Peinliche sich damit hinweggeholfen habe, daß er einen Schatz in seinem Innern zu hüten glaubte.[4]) Wie ein treuer Kamerad stand ihm hierin die Mutter zur Seite, und ihr ist es wohl vor allen andern zuzuschreiben, wenn er „reinen Herzens kam und blieb"[5]) in all dem Elend und der Gemeinheit des traurigen Wandertruppenlebens der Provinz. In den Fragmenten zu seiner Biographie gibt uns Anzengruber, der sonst so spärlich Persönliches mitteilt, einige wertvolle Einzelheiten über das Leben jener Zeit. „Dort (in Leoben) saß ich jeden Abend an dem braunangestrichenen Tisch und horchte, wie außen die Stufen unter den Tritten meiner Mutter knarrten . . ., wenn sie zurückkam mit dem Nachttrunk; hatte sie dann die Tür hinter sich

[1]) Werke 1, Einl. XII.
[2]) David S. 12.
[3]) David S. 13.
[4]) Werke 1, S. LXXV.
[5]) Werke 1, S. XIX.

geschlossen, so saßen wir noch lange plaudernd, denn wir hatten uns immer gar viel zu sagen".[1])

Unermüdlich hatte die Mutter ihn zum Schreiben ermutigt, bis endlich der Erfolg kam nach ungezählten Enttäuschungen. „Ich verbrannte von meinen poetischen Erzeugnissen, was mir nicht des Aufhebens wert erschien ... Da ... noch einmal fragte ich meine getreue Ratgeberin — meine Muse? nein, meine Mutter. „Ich habe einen Stoff zu einem Volksstück, soll ich ihn schreiben? Vielleicht nimmt das Stück diesmal die Direktion und verbietet es die Zensur". — — „Du hast so viel für die Tischlade geschrieben, wag's daraufhin wieder". „Ich wagte, und was dabei herauskam, weiß jeder, der den „Pfarrer von Kirchfeld" kennt."[2])

In einem Briefe, worin er von dem Erfolg eines Gefährten berichtet, bemerkt er, was der wohl seiner Mutter geschrieben habe,[3]) und bei seinem späteren Erfolg war es ihm die größte Genugtuung, daß „verklärender Abendsonnenschein sich auf den greisen Scheitel der Mutter senkte".[4])

Bald nach Anzengrubers Heirat fanden sich in den Briefen, die den Namen der Mutter immer und immer wieder nennen, besorgte Klagen, da sie schon damals an der Krankheit litt, die sie 1875 hinwegraffte. Unsäglich schmerzte den Sohn das Leiden der Mutter. Was die verzweifelten Ausrufe in den Briefen bedeuten, läßt sich nur ermessen, wenn man bedenkt, wie ängstlich er sonst sein Gefühlsleben in sich verschloß. Einige Züge aus der Zeit der Krankheit finden sich im „Sternsteinhof", wo er beschreibt, wie der Sohn leidet, als er die Mutter, die Kleebinderin, sterben sehen muß.[5])

Elementar und ergreifend klingen Schmerzensseufzer wie diese: „Dazu fehlt mir auch meine Heimgegangene allüberall, — ich brüte dahin — und bin auf dem besten Wege, gemütskrank zu werden".[6]) „O was gäb ich darum, ein echtes, edles Frauenherz zu kennen, seit eines, das ich kannte, nicht mehr schlägt".[7])

„O könnt' ich diese Hand noch einmal drücken,
Dir einmal noch ins liebevolle Auge seh'n,

---

[1]) Werke 1 S. LXXIII.
[2]) Werke 1, S. LX.
[3]) Werke 1, S. LXIX.
[4]) Bettelheim S. 81.
[5]) S. 163—164.
[6]) Briefe 1, S. 265.
[7]) I. S. XLIX.

Dir sagen, wie ich dich geliebt,
Ein einzig letztes Mal, du heilig Mütterchen,
O süßes Mütterchen in stiller Grabesruh',
Nur einmal".[1])

Wie dieses das einzige erhaltene Liebesgedicht des Dichters an die Mutter gerichtet ist, so auch die einzige geplante Widmung eines Werkes. Am Anfang der „Berta von Frankreich" heißt es:

Und so geschah's, wie du geahnt,
O meines Schaffens trautester Gefährte.
Nun lege leis' und zitternd ich die Hand
Auf deines Grabes lose, heil'ge Erde.[2])

Der Gedanke an die Mutter war ihm immer der erste bei jedem Ereignisse seines Lebens, immer und immer wieder zauberte die Phantasie ihr Bild ihm vor, er glaubt sie auf der Straße kommen zu sehen, er glaubt sie reden zu hören, alles hat Bezug auf sie.[3])

Das beste Zeugnis der Liebe und Hochachtung des Dichters zur Mutter aber findet sich in der Auffassung der Frau, ihres Wesens und ihrer Aufgabe, in dem unerschütterlichen Vertrauen an die heilende, sittigende Macht des Geschlechts, in dem Glauben an weibliche Herzensgüte und Tüchtigkeit, den auch alle späteren, schmerzlichen Erfahrungen nicht zerstörten. Er hatte geschrieben: „Was diese Mutter ist, das steht in den Blättern meines Herzens mit großen Buchstaben eingeschrieben, und ich brauche nicht dieselben aufzuschlagen, denn, die das Glück haben, eine Mutter zu besitzen, würden den alten, breiten Druck recht gut kennen und sich lächelnd zu mir wenden und die gleichen Blätter aufblättern, und die's nicht verständen, umsonst".[4])

So hat er uns nirgends diese herrliche Frau beschrieben, aber solch edle, gesunde, versöhnende Gestalten, wie die Burgerlies, Mali vom Grund, die Kleebinderin, die alte Herwig und ganz besonders die Mutter in „Heimgefunden" sind zweifellos das Denkmal des Einflusses der Mutter auf den Sohn.

Während der frühen Jugendzeit des Knaben stand der Mutter zur Seite die Großmutter, die ihm, obwohl er sie als Fünfzehnjähriger verlor, einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat.

---

[1]) Werke I, S. XLIX.
[2]) Werke IX, S. 208.
[3]) Werke I, S. XLIX, LXXIV und LXXVII.
[4]) Werke I, S. LVI.

Von ihr schreibt er an Rosegger: „Lassen Sie es Frühling und wieder Frühling werden, und unsere Toten feiern in unseren Herzen ihre Auferstehung, in freundlichem Gedenken, ihre kleinen Schwächen ganz aus dem lieben Bilde hinweggetilgt, steht sie vor uns! Im Frühlingssonnenschein schwebt ihr Bild mit allen Kindheitserinnerungen über der Heide, im Sommer biegt es aus den wogenden Ähren, plötzlich steht es am Rain und lächelt uns zu — im Herbste geht es mit raschelndem Tritte neben uns durch das fallende Laub — und es will uns gar wehmütig werden — aber wenn es Winter wird, zu Allerseelen, da tritt es gar in unser Stübchen: „Grüß Gott, lieb Kind! Grüß Gott, lieb Mütterlein!" Unsere Toten sind nicht tot, so lange wir leben, und sterben wir, da nehmen wir sie nur mit aus einer Welt, die sie nun nimmermehr verstünde! .... Ich hatte ein Großmütterlein, das vor vielen Jahren starb; ich hatte es recht lieb, darum schreibe ich so."[1])

Die Großmutter war Barbara Herbich, die Frau eines Wiener Provisors. Der Enkel nennt sie „eine Wienerin echtesten Schlages".[2]) Ein anschauliches Bild von ihr findet sich in einem Briefe seines Jugendfreundes Lipka: „Wäre sie noch unter uns, wie sie in meiner Erinnerung so frisch fortlebt, die Welt könnte sich um ein harmlos edles Wesen reicher schätzen. Des Vormittags waltete sie, eine vorzügliche Köchin, als solche ihres Amtes, nachmittags saß sie strickend auf dem Sofa, neben sich das grünseidene Täschchen mit Sacktuch, Nähzeug und ähnlichen Utensilien, uns Märchen oder Erlebnisse aus alten, gar alten Zeiten erzählend. Und wie konnte sie erzählen! Als ob sie aus einem reizenden Buche so recht anheimelnde Kindergeschichten vorläse! Ein Freudentag war es für Ludwig, wenn er alljährlich mit dem Großmütterchen nach Sievering wandern durfte; da konnte er mir wochenlang nicht genug erzählen von der Schönheit der Natur, von den kleinen, ihm doch so großen Ereignissen an dem Tage, den er ganz verbracht an der Seite seiner lieben Großmutter. Dem Besuche des Josephsstädter Theaters oder der Hernalser Arena war ich regelmäßig beigezogen. Es waren für uns drei beseligende und vergnügte Stunden, die wir da verlebten".[3])

[1]) Briefe I, S. 163—164.
[2]) Briefe I, S. XVI.
[3]) Briefe I, S. XVI.

So sorgte sie für die Erholung des Knaben. Als rüstige Siebzigerin ging sie, trotz ihrer kranken Lunge, Sonntags erst zur Kirche, dann ins Freie, in den Prater, zum Agnesbrünndel oder auf die Jägerwiese. Frau Schön im „Vierten Gebot" und Frau Hammer in „Heimgefunden" zeigen ihr verwandte Züge, besonders aber die alte Herwig im „Vierten Gebot"; schon der Name gemahnt an sie.

Ungetrübt war das Verhältnis Anzengrubers zur Mutter und Großmutter gewesen, aber im ehelichen Leben war ihm kein rechtes Glück beschieden. Seine Frau ist in seinem Leben von unverhältnismäßig geringer Bedeutung gewesen. „Ein fremdes Element in mein Leben hineingetragen durch das Weib, durch das schmerzliche Erwachen aus Träumen der Jugend," so lautet ein Zettel aus dem Nachlaß.[1]) Was sonst seine Familienverhältnisse anbetraf, darüber äußerte er sich nicht einmal Freunden gegenüber, nur in dem noch nicht veröffentlichten Zettelkasten findet sich Näheres hierüber.[2])

Am 17. Mai 1873 hatte sich Anzengruber mit Adelinde Lipka, der Schwester seines Jugendgespielen, verheiratet. Sie war sechzehn Jahre alt, er vierunddreißig; sie war ein verwöhntes, verhätscheltes Kind, dem Dichter von Jugend auf bekannt. Zur Zeit der Heirat wohnte er mit seiner Mutter im Lipkaschen Hause zur Miete. Die Verbindung kam seinen Freunden überraschend; ‚die Mutter widersetzte sich ihr nicht, wenn sie auch über die Wahl erstaunt war'.[3]) Von der Ehe berichtet Bolin: „Sein Ehestand machte sich für ihn vorwiegend von seiner Wehseite fühlbar. Einstweilen allerdings in unablässigem Kränkeln, sowohl der Hausfrau wie auch der Kinder. Persönlich ist sie ihm niemals eine wahrhafte Lebensgenossin gewesen. Geistig durchaus unbedeutend, mag sie ihn ursprünglich durch ihre elfenhafte Erscheinung und eine dem Wesen angemessene Kindlichkeit gefesselt haben. Mit den Jahren stellte sich eine gewisse spießbürgerliche Behäbigkeit ein, die nicht durch genügende Umsicht und Zuverläßlichkeit im Verwalten des Hauswesens aufgewogen wurde".[4])

Der Dichter war zur Häuslichkeit geschaffen und so von der Mutter erzogen worden. Er zeigte die größte Aufopferung für die

---

[1]) Bettelheim S. 121.

[2]) Werke I, S. XLVIII und Briefe I, S. XIII und LXIV.

[3]) Bettelheim, S. 97.

[4]) Euphorion Bd. 9, (1902) S. 404.

Familie. Mit unsäglicher Schwierigkeit hatte er sich ein Haus in Penzing erworben, wonach er sich lange gesehnt hatte. Das Haus, worauf er erst so stolz gewesen war, wurde ihm zur Quelle vieler Sorgen. Seine Frau war ihm in keiner Weise eine Stütze; leichtfertig schaltete sie mit dem knappen Einkommen. David berichtet von der tollen Wirtschaft des Hauses Lipka, mit dem es schon während der Brautzeit bergab ging. Von Anzengrubers Haushalt sagt er: „Je unsicherer, je geringer der Ertrag seiner Bühnenwerke . . ., je übler wurde bei ihm zu Hause gewirtschaftet, durch eine Frau, die niemals haushalten gelernt". „Es war schon lange vorher (vor der Scheidung) so unfriedlich und wüst in ihr (in der Familie) zugegangen, daß er sich, um Ruhe für seine Arbeiten zu gewinnen, ein Absteigequartier hatte mieten müssen".[1])

Einmal, in der ersten Zeit seiner Ehe, malt er ein Bild häuslichen Glücks und häuslicher Zufriedenheit. „Hier in Breitenfurth, rings von dichtbewaldeten Hügeln umgeben, sitze ich, rauche eine kurze Pfeife, und draußen am Balkon sitzt meine kleine Frau und liest ein vortreffliches Buch, nämlich Roseggers „Gestalten".[2]) Zuerst erwähnt er sie kurz in den Briefen, besonders wenn er von Krankheit berichtet. Später verschwindet ihr Name immer mehr, bis er zum letztenmal 1889 genannt wird, als Anzengruber kurz von der Scheidung der sechzehnjährigen Ehe berichtet.[3])

Daß diese Frau keinen großen Einfluß in den Werken hinterlassen hat, kann nur als ein Glück betrachtet werden und als ein untrügliches Zeichen der hoffnungsvollen Lebensauffassung und der kerngesunden Ideen des Dichters, die er sich auch durch die kränkendsten Erfahrungen nicht verbittern ließ. In der kleinen Erzählung „Sein Spielzeug"[4]) beschreibt er eine Frau, die ohne Gefühl der Verantwortung den Mann sich aufopfern sieht; nur an Putz und eigenes Vergnügen denkend, flieht sie den Kranken und überläßt ihn Fremden. Denselben Charakter, die oberflächliche, herz- und gedankenlose Kokette, behandelt auch eine kleine Skizze „Man kann nicht wegbleiben".[5]) Zu beiden Gestalten mag ihm die Frau als Modell gedient haben, sonst aber finden sich keine Erinnerungen an sie in den Werken, außer vielleicht in einigen Zügen. In dem Drama „Heimgefunden" wird

[1]) David, S. 50 und 51; S. 67.
[2]) Briefe II, S. 196.
[3]) Briefe II, S. 258.
[4]) Werke 4, S. 283 ff.
[5]) Allerhand Humore, S. 132 ff.

die Mutterliebe im Vergleich mit der Liebe der Gattin als die verläßlichere gefeiert. Im Verhalten Helenens gegen die Schwiegermutter im „Sternsteinhof“ sind Erlebnisse in der eigenen Familie wiedergegeben, das herzlose Benehmen seiner Frau gegen die Mutter ist wahrscheinlich ebenso getreu geschildert wie die herzliche Teilnahme des Sohnes; wie genau die Schilderung mit der Wirklichkeit übereinstimmt, kann man ermessen, wenn man sie mit den Berichten des Sohnes über die letzten Stunden der Mutter vergleicht.[1]) Es ist daher leicht verständlich, daß die Freunde, wenn sie die Scheidung erwähnen, ihn von Schuld frei sprechen, wenn sie auch zugeben, daß er ein durchaus selbstherrlicher, unbequemer Charakter gewesen sei, dem die Wiener Gemütlichkeit gefehlt habe.

Über seine Stellung zu den Frauen im allgemeinen gibt Anzengruber selbst in den Fragmenten seiner Biographie und in den Briefen einige Andeutungen. So heißt es schon 1863 in einem Brief an seinen Freund Lipka: „Mit der Liebe hab' ich's nicht, ich muß mein alles an die Freundschaft setzen“.[2]) Später in der „angefangenen Tagebücherei“ sagt er, er hoffe, daß die Blätter nicht einem Frauenauge begegnen würden, denn das Kapitel Liebe suche man vergeblich darin. „Weil ich nicht keck zugriff, kam ich bald in den Ruf eines Weiberfeindes, aber ich war ihr bester Freund“.[3])

Anzengruber war schüchtern und zurückhaltend. Sein Äußeres hatte bei aller Würde nichts Bestechendes, sein Benehmen hatte wenig Verbindliches.[4]) Besonders im Salon und vor Fremden verbarg er seine Verlegenheit nur zu oft unter barschem Wesen.[5]) Diejenigen Dramen, die in den höheren Kreisen spielen, sind ein beredtes Zeugnis seines Mangels an gesellschaftlicher Gewandtheit.

Andererseits hatte er die Frauen gern. Er schwärmte für fast alle Jugendgespielinnen. Den Frauen, mit denen er bei dem Theater in Berührung kam, widmete er Gedichte und kleinere Arbeiten. „Lieder und andere Kleinigkeiten gab ich gern an Damen ab, es war dies die einzige Art, in welcher ich dem schönen Geschlechte, ohne irgend welche selbstsüchtige, eigennützige Nebenabsicht, meine Huldigung bezeigte“.[6])

---

[1]) Briefe I, 246. Bettelheim 101—103. Werke I, 163—166.
[2]) Briefe I, 57.
[3]) Werke I, S. LIX.
[4]) Bettelheim S. 110.
[5]) Bettelheim S. 126.
[6]) Werke Bd. I, S. LXVIII.

In den Briefen der Wanderjahre taucht der Name eines Fräulein Wallner, der Schwester eines Freundes, wiederholt auf. Er bittet Franz Lipka, Grüße an die Einzige, die vielleicht doch nie die Seinige wird, zu bestellen.[1])

Ernsthaft dagegen war seine Bewerbung um Mathilde Kammeritsch, die er nie vergaß. Als er 1865 in der Provinz wohnte, traf er sie, und sie wurde von den Freunden für seine Braut gehalten. Er schreibt ihr von diesem Irrtum und fügt hinzu, wie leid es ihm tue, daß es ein Irrtum sei. Kurz danach, als es dem Dichter äußerst traurig ging, als alles fehlschlug, bat er sie um ihr Jawort in einem überaus bescheidenen, männlichen Briefe.[2]) Da seine Neigung nicht erwidert wurde, blieb ihm nur eine wehmütige Erinnerung. Als er berühmt geworden war, schickte ihm die Jugendfreundin vom Sterbelager einen Gruß. Wenige Tage vor seinem eigenen Tode sagte er noch ihrer Schwester: „Das wirst doch zugeben, daß ich mehr Unglück als Glück im Leben g'habt hab'. Zuerst hab ich für mei arme Mutter, so lang' 's sie g'freut hätt', nix tun können, und dann hat mir die G'schicht' mit der Mathild do sehr weh gethan".[3])

Mit zwei weiteren Frauen schloß Anzengruber später im Leben Freundschaft, mit seiner Kusine Frau von Holzinger und der Dichterin Ada Christen. Recht herzliche Töne findet er in den Briefen an seine Kusine, die an seinen Kindern, bei denen sie Pate gestanden hatte, warmen Anteil nahm.[4]) In regerem Briefwechsel stand er mit Ada Christen von Breden, der Kollegin, wie er sie stets nannte. Ihm gefielen ihre „Lieder einer Verlorenen", worin der Zug des Leidens, ihm sehr sympathisch, stark ausgeprägt war. Sie hatte ihn dadurch gewonnen, daß sie ihm das Bild der Mutter malen ließ und es ihm schenkte. Er schreibt ihr meistens aufmunternde Briefe, in denen er versucht, die Leidende aufzuheitern und so das eigene Leid zu vergessen.[5])

Flüchtige Beziehungen unterhielt Anzengruber mit den Darstellerinnen seiner Frauenrollen. Marie Geistinger, die erste, enthusiastische Darstellerin der Anna Birkmeier, erkannte die hohe

[1]) Briefe I, S. 68 und 72.
[2]) Briefe I, S. 102 und 104.
[3]) Bettelheim, S. 143.
[4]) Briefe I, S. 246 und Bd. II, S. 5.
[5]) Briefe II, S. 101 ff.

Bedeutung des Stückes und veranlaßte den Darsteller des Wurzelsepp, die Rolle in ihrer ganzen Tiefe wiederzugeben. So verdankte ihr Anzengruber den ersten Erfolg, wie er es auch der Frau Regine Friedländer verdankte, daß Laube die Kritik des Stückes schrieb, wodurch sein literarischer Ruhm begründet wurde.[1])

Einer andern Schauspielerin, der Gallmeyer, die er in Marienbad kennen gelernt hatte, bestimmte er „die Trutzige", für die sie die geeignete Darstellerin war. Von dieser Zeit an spielte sie öfter Anzengrubers Frauenrollen, und ihre Beziehungen zum Dichter blieben stets freundschaftliche.

Anzengruber erzählt in den „Beiträgen zur Selbstbiographie", „Eine Erholungsreise", von einigen Kolleginnen seiner Schauspielerlaufbahn, aus der Zeit, „an die er nur mit Grauen zurückdenken konnte". Trotz seines linkischen Benehmens fand er doch Entgegenkommen bei einigen Damen. Einmal war es eine Kollegin, „zwischen zwanzig und vierzig", die ihn besuchte. Sie wurde von der Mutter großartig mit Knödeln und Gurkensalat bewirtet. Diese bürgerliche Höflichkeit war ihr aber zu prosaisch, sie kam nicht wieder.[2])

Eine Lokalsängerin lernte von ihm die Anfangsgründe der Metrik, um Reime und Silben zu zählen, aber er wurde sich nicht klar, ob er sich mehr für sie oder die Muse interessierte; denn zu gleicher Zeit dichtete er Strophen und reimte er Zeilen für eine andere Lokalsängerin, die ihm aber vom Militär abspenstig gemacht wurde.[3]) Solche flüchtigen Episoden machten keinen Eindruck auf ihn, denn die Mutter war ihm „die trauteste Gefährtin seines Strebens und Schaffens, seine Ratgeberin, seine Muse, die Stimme seines Gewissens".[4])

Mit dieser kurzen Reihe von Namen sind die Beziehungen Anzengrubers zu den Frauen erschöpft; mit andern Dichtern verglichen, hatte er ungewöhnlich wenig Gelegenheit, Frauen aus eigener Beobachtung kennen zu lernen. Bemerkenswert ist dabei, daß gerade er, der, die Mutter ausgenommen, so wenige, nirgends in die Tiefe gehende persönliche Beziehungen zu ihnen unterhalten hat, doch so viele bedeutende und überzeugende Frauencharaktere in seinen Werken geschaffen

---

[1]) Bettelheim, S. 78.

[2]) Werke I, S. LXVIII.

[3]) Werke I, S. LXX.

[4]) Bettelheim, S. 33.

und in der Darstellung derselben solch genaue Kenntnis weiblichen Wesens bewiesen hat.

Dies ist aber leicht zu erklären, wenn man Anzengrubers ganzes dichterisches Schaffen betrachtet. Von dem Unerklärlichen seiner Produktionskraft sprechend, sagt er selbst, er sei dahinter gekommen, daß er als unruhiger Geist mit stets abspringender Phantasie immer und allezeit aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung gezogen und bleibendere Eindrücke gewonnen habe, als im ständigen Verkehr und in dauernder Umgebung.[1])

Anzengruber ist ein intuitiv schaffender, nicht ein äußerlich scharf beobachtender Dichter; darum spricht er auch „vom Werden des Dramas, dem er gespannt zusehe".[2]) In Kostümfragen muß er sich an Rosegger wenden. Das ist auch der Grund, weshalb ihm nicht der Wiener, den er genau kannte, am nächsten steht, sondern die Bauern, die er während der sieben Wanderjahre in der Provinz kennen gelernt hatte, und die ihm später „aus dem Tagebuch seines Herzens auftauchten".[3]) So sind ihm auch unter seinen Männercharakteren die eigenartigen Sonderlinge am besten gelungen. Besonders aber haben ihn die Frauencharaktere angezogen, die typische Bedeutung haben, deren Gedanken und Gefühle immer offen vor ihm gelegen haben.

---

[1]) Briefe II, S. 91; Briefe I, S. 291.
[2]) Briefe I, S. 129.
[3]) Briefe I, S. 142.

Zweites Kapitel.

Frauencharaktere und Frauenprobleme in den Dramen.

1. Der Pfarrer von Kirchfeld.

Obwohl sich in der Folge der Anzengruberschen Dramen keine eigentliche Entwickelung in der Auffassung der Frauencharaktere oder ihrer Probleme nachweisen läßt, so dürfte doch für die Zwecke dieser Untersuchung die chronologische Anordnung die vorteilhafteste sein. Sehr oft finden sich Ideen in den früheren Dramen angedeutet, die dann in späteren zum leitenden Problem werden. Andererseits behandeln die ersten Dramen allgemein soziale oder religiöse Probleme, bei deren Darstellung dem Manne die Hauptrolle zufällt. Darauf folgt eine Reihe von Stücken, die sich vorzugsweise mit der Frau beschäftigen. In den letzten beiden Dramen dagegen tritt der Mann wieder in den Vordergrund, ohne daß die Frau deshalb vernachlässigt würde.

Friedmann sagt von der modernen Literatur, jeder Dichter müsse eine Ansicht haben über die Frau, ihre Stellung in der Gesellschaft und über ihre Rechte, ob er das Aufgehen im Manne verlange oder die Gleichberechtigung der Frau. Ganz unwillkürlich nehme ein jeder Stellung zu dieser Frage.[1]) Solch eine Stellungnahme findet sich nun ganz entschieden im „Pfarrer von Kirchfeld", dem ersten Drama Anzengrubers.

Der Pfarrer von Kirchfeld ist der ideale Vertreter einer wahren Religion der Menschlichkeit. Das Stück erhebt Protest gegen die Naturwidrigkeit des Priesterzölibats und gegen die Unduldsamkeit der Kirche gegen Andersgläubige und strebt eine Verinnerlichung der

[1]) Friedmann, Das deutsche Drama, S. 175.

Frömmigkeit an. Durch die Macht seiner Persönlichkeit hat der Pfarrer in seiner Gemeinde „ohne Schlüssel die Dorfschenke bei Tage gesperrt, dem Raufteufel den Arm gebunden“ und Ordnung geschafft. An ihn tritt die Versuchung heran in der Gestalt der Anna Birkmeier, die er auf Bitten eines Amtsbruders in das Haus nimmt, damit sie der alten Brigitte zur Hand gehe. Der Wurzelsepp, sein einziger Feind, der alle Vertreter der Kirche haßt, weil einer ihm das Lebensglück zerstört hat, welches er sich mit einem lutherischen Mädchen hatte bauen wollen, macht ihn darauf aufmerksam, daß er entweder in Verzweiflung dem Mädchen entsagen oder in Schanden leben und dadurch das Vertrauen der Gemeinde verlieren müsse.

Der edeldenkende Pfarrer findet aber einen dritten Weg, den der Pflicht. Ob ihm gleich das Herz dabei blutet, er vollzieht die Vermählung der von ihm inniggeliebten Anna mit einem wackern Burschen, wie sie es bestimmt hat. Als er seiner liberalen Ansichten halber seines Amtes enthoben wird, will ihm der Mut sinken. Aber das Bewußtsein, daß er das Vertrauen Annas wie auch der Gemeinde rechtfertigen muß, hält ihn aufrecht, so daß er getrost der Verantwortung entgegengeht.

Anna Birkmeier ist dem Hauptcharakter, dem Pfarrer, ebenbürtig. Sie ist ein „lebfrisches“ Bauernmädchen, das in der Stille eines entlegenen Dorfes in großer Armut von der Mutter aufs sorgfältigste erzogen worden ist. Sie vereint mit dem Reiz ihrer Jugend anmutige Schönheit und frohe Schalkhaftigkeit. Ihre heitere Natur, ihre schlagfertige Zungengewandtheit erinnern an die verschiedenen „Trutzigen“ späterer Dramen; jedoch fehlt ihr das Erdwüchsige, das Derbere dieser Gestalten. Sie ist vergeistigter, idealer gedacht, als irgend ein anderer weiblicher Charakter der Anzengruberschen Dramen. An Schulbildung ragt sie nicht über andere empor, wohl aber an Herzens- und Charakterbildung. Das tiefgegründete Gefühl der Sittlichkeit ist ihr so zur zweiten Natur geworden, daß sie instinktiv danach handelt und ein Konflikt überhaupt nicht entsteht.

Das Schicksal hat dieses ungewöhnliche Mädchen ins Pfarrhaus geführt, und es ist selbstverständlich, daß sie sich unwiderstehlich zu dem gleichgesinnten Manne hingezogen fühlt. Wunderbar zart ist die sich unbewußt regende Sinnlichkeit angedeutet, die, vom starken Pflichtgefühl gebändigt, niemals ausgesprochen wird, sich aber hier und da

blitzartig verrät. Anna hat nur einen Ehrgeiz; sie will sich das Lob verdienen, das der Pfarrer der verstorbenen Schwester gespendet hat, „schön, klug und brav" im wahren Sinne des Wortes zu sein.

Charakteristisch für Anzengrubers Frauengestalten ist die Lösung des Konfliktes, die sich schon im ersten Drama findet. Der Pfarrer grübelt, denkt nach und peinigt sich, das Mädchen handelt. Instinktiv ergreift sie bei ihrer reinen Gesinnung das Richtige. Ihr kommt in den Sinn, wie sie sich schon früher einmal in einer Lage befunden hatte, wo sie sich nicht zu helfen wußte. „Kein Mensch hat mir damals 'n g'weisten Weg zeigt, kein Mensch zeigt mir'n leicht heut, aber mit der Hilf' Gottes hab' ich mich damal'n z'rechtg'funden, mit der Hilf' Gottes — der nit woll'n kann, daß der rechtschaffne, brave Mann weg'n mir dummen Derndl leiden soll — werd' ich mich auch diesmal z'rechtfinden, und drum will ich kuraschiert vorangehn!" (65). Schweren Herzens, aber ohne Zögern, ergreift sie den nächsten und natürlichen Ausweg, sie heiratet einen früheren Bewerber und rettet so die Ehre des Mannes, den sie liebt, und erwirbt ihm wieder die Achtung der Gemeinde, deren Verlust ihm auch die Liebe des Mädchens nicht hätte aufwiegen können. Was es sie kostet, davon merkt man nichts; sie verlangt aber von dem Manne, für den sie sich opfert, daß er sich des Opfers würdig zeige.

Die Frage, ob sich Anna zu einer Heirat mit dem geliebten Manne hätte entschließen können, wenn er sich dazu verstanden hätte, muß man verneinen. Sie wurzelt zu fest in den Anschauungen ihrer Welt, eine solch unerhörte Handlung würde sie entwurzeln. Das Bewußtsein der Schuld wäre bei ihr niemals geschwunden, und die Achtung vor dem Manne, den sie um seiner moralischen Größe willen liebte, wäre vernichtet worden.

Wie in den meisten Dramen Anzengrubers, sind auch in diesem Stücke die Nebenpersonen mit wenigen, genialen, scharfen Strichen gezeichnet. Brigitte ist „die gute Stund". Gutmütig, humorvoll, echt menschlich empfindend, gehört sie zu den liebenswürdigen, älteren Frauengestalten, die oft versöhnend in das Drama eingreifen. Die alte Herwig im „Vierten Gebot", die Kleebinderin im „Sternsteinhof", Frau Hammer in „Heimgefunden" und andere gehören zu dieser Reihe. Ein weiches Gemüt, liebevolle, mütterliche Teilnahme für die Unglücklichen, ja Schuldigen, ist ihnen eigen. Sie sind die weiblichen

Gegenstücke zu den eigentümlich Anzengruberschen Männercharakteren, den Ausgestoßenen, den Verachteten, die sich aber ein echt menschliches Denken bewahrt haben.

Das Hauptproblem des Dramas, die Frage nach der Berechtigung des Zölibats, das später, allerdings ganz anders gewendet, von Wildenbruch im „Neuen Gebot“ behandelt worden ist, wird nicht durch eine entscheidende Tat gelöst. Die Naturwidrigkeit wird festgestellt, doch fügen sich alle der Sitte, und es bleibt ihnen nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Anders wird das Nebenproblem behandelt. Die Stellung des Weibes im Verhältnis zum Manne wird so klar schon in diesem Drama dargelegt, daß Anzengruber hierin später nichts hinzuzufügen hat, sondern es nur immer wieder betont. Das echte, rechte Weib hat eine große, wichtige Aufgabe in der menschlichen Gesellschaft zu erfüllen. Sie soll vor allem in ihrem sittlichen Fühlen wahr, fest und sicher sein, so daß sie in der Zeit der Not und der Versuchung dem Manne Führerin, Halt und Stütze sein kann. Sie als die Ursprünglichere, der Natur enger Verwandte, muß fester wurzeln; der Denkende, von dem Verstande stärker beeinflußte Mann, der das Element des Fortschritts besonders vertritt, wird von den widerstreitenden Ideen hin- und hergeworfen. Das Sittengesetz ist ein ewiges, sich gleichbleibendes. Anzengruber spricht davon in dem Vorwort zu den Kalendergeschichten: „Da hielt ich für dienlich . . . manchmal auch darauf hinzuweisen, daß das, was den Menschen zum Menschen macht, in den Tiefen seiner Seele sitzt, daß es wohl durch den Glauben verklärt, aber nicht mit demselben abgelegt werden kann, daß das Sittengesetz ein ewiges sei und ein Verstoß dagegen gleich drückend und quälend sich heimzahlt, ob er nun von dem Gläubigen als Sünde, oder von dem Glaubenslosen als Schuld empfunden wird“ (5, 11). So weist Anzengruber schon hier in diesem ersten Drama der Frau die verantwortliche Ehrenstelle an, die Hüterin der wahren Sitte zu sein.

Eine zweite Idee, die später z. B. in „Elfriede“ und im „Schandfleck“ behandelt wird, ist, daß die Pflicht höher steht als die Leidenschaft. Es hängt diese Idee eng mit der Lebensanschauung des Dichters zusammen, der in der Pflichterfüllung das Ziel des Lebens sieht.

Auch Anzengrubers Ansichten über die *Grundbedingungen einer glücklichen Ehe* sind im Drama ausgesprochen. Nur die Ehe Gleichgesinnter, die auf gegenseitiger Achtung beruht, ist eine wahre Ehe. Sie gründet sich nicht auf unauflösliche Gelübde, sie wurzelt nur in der sittlichen Zusammengehörigkeit von Mann und Weib.[1]) Anna hätte dem Pfarrer zuliebe wohl ihr Leben geopfert, nicht aber ihn lieben können, hätte er ihre Achtung eingebüßt. Dagegen ist die Ehe mit Michel glückverheißend: seine Liebe und Achtung vergilt sie mit Achtung und Dankbarkeit. Ihre ideale Anschauung von der Pflicht macht eine Vernachlässigung derselben dem Gatten gegenüber unmöglich.

Andererseits zeigt der Dichter am Beispiel des Wurzelsepp, daß, wenn solch Gleichgesinnte, die zusammengehören, aus äußerlichen Gründen getrennt werden, großes Unrecht geschieht. Solch ein äußerliches Hindernis, das keine innere Berechtigung hat, ist der Unterschied der Konfession. Darum segnet der liberal gesinnte Pfarrer den Mann, der trotz kirchlichen Verbots das Mädchen, das er liebt, heiratet.

Noch ein weiteres Lieblingsproblem Anzengrubers, welches in diesem Stück in etwas tendenziöser Weise zum Ausdruck kommt, ist die Betonung der *Bedeutung der Familie*. Alle Personen seiner Werke verdanken ihre moralische Tüchtigkeit der Familie, und bei den Verkommenen dient fast immer als Milderungsgrund die Entschuldigung, sie hätten keine Familienerziehung gehabt, oder die Familie habe an ihnen ihre Pflicht nicht erfüllt, wie z. B. beim Einsam[2]), beim Friedner in „Hand und Herz".[3]) Dazu heißt es im Drama: „Wenn ich heut a rechtschaff'nes Dirndl heiß — (so bin ich) es niemanden schuldig als ihnen (den Eltern)! Kinder, dö so zur Welt kommen, ohne daß 's oft Vater und Mutter wissen, sein doch recht traurig dran; sie machen niemand so a herzliche Freud', wenn s' brav sein, und kein Herzleid, das s' ihnern Liebsten anthun könnten; bringt s' vom Bösen ab — und nachher wundert sich d' Welt, wenn s' keine rechten Leut' werd'n." (S. 51).

Nicht nur die rechte Erziehung für die Kinder gibt die Familie, sondern auch einen Halt für die Eltern. „Und wieder werde ich wissen: ich bin nicht allein, ich muß auf der Hut sein vor mir selbst,

---

[1]) Werke 1, XXXII.
[2]) Werke 3, S. 192—193.
[3]) Werke 9, S. 254—255.



muß jedes Fleckchen, das vielleicht dem Entfernteren unbemerkbar ist, aber in der Nähe doch übel auffällt, sorgfältig in all meinem Denken und Handeln löschen — und jenes Leben, das immer auf andere vorab Rücksicht nimmt, muß mir wieder zur zweiten Natur werden und nur wer so lebt, versteht dich, du Gott der Liebe! Und nur der, der ein Herz in den engen Grenzen seines Hauses recht erfaßt und verstehen lernt, der weiß sie alle zu fassen, alle zu verstehen" (S. 54).

Die Familie nimmt auch den Sorgen und Mühen des Lebens den Stachel, selbst da, wo sie äußerlich sie schaffen hilft. Darum empfindet der Schulmeister von Allötting nicht die Schwere des Daseins, trotz der bittersten Armut, denn „er hat gar liebe Kinder und hat ein braves Weib, das hält ihn aufrecht" (S. 42).

2. Der Meineidbauer.

Der Meineidbauer, das zweite Drama Anzengrubers, aus dem Jahre 1871, gehört zur selben Gruppe wie das erste. Es hat einen männlichen Charakter zum Helden und behandelt ein religiöses Problem. Tüchtig und wahr sein ist besser als äußerliche Frömmigkeit: so lehrt der Ausgang des Dramas.

Matthias Ferner, der Kreuzweghofbauer, hat die unehelichen Kinder des Bruders mit deren Mutter vom Hofe getrieben. Um das Gut den eigenen Kindern zu erhalten, hat er das Testament des Bruders, der in Wien gestorben ist, verbrannt und einen Meineid geschworen. Durch ein äußerlich frommes Leben, durch reiche Spenden an die Kirche, in dem krampfhaft genährten Bewußtsein, daß er das Gut ja nur den sündigen Kindern der Zuhälterin des Bruders vorenthalte und es für die eigene unschuldige Tochter verwalte, beschwichtigt er sein Gewissen. Weil der Sohn Kenntnis von der Tat hat und deshalb auch nicht ohne Schuld ist, bestimmt ihn der Vater zum Geistlichen. Der Gedanke, ihm später einmal beichten zu können, ist ihm besonders lieb, denn so bliebe das Geheimnis in der Familie.

Unerwarteterweise kommt ein Brief des Verstorbenen, der die Schuld des Bauern klar bezeugt, in die Hand der enterbten Vroni. Zugleich kehrt Franz, der Sohn des Bauern, nicht als Geistlicher, sondern als Landwirt von der hohen Schule zurück und nimmt ehrlich

und aufrichtig für seine Base Partei. Der Bauer, sicher gemacht durch den Segen, der scheinbar auf seiner Arbeit ruht, klammert sich an den Gedanken, das Gut sei seiner Familie vom Himmel bestimmt. In der Verzweiflung vor der drohenden Enthüllung schreckt er sogar vor der Ermordung des Sohnes nicht zurück. Erst durch die zufällig gehörte Erzählung von der Verblendung des Selbstgerechten, die er nach den erschütternden Ereignissen vernimmt, kommt er zu der Einsicht, daß er sich das ganze Leben hindurch betrogen hat und Fluch statt Segen ernten muß. Das Schreckliche seiner Selbstverblendung wird ihm klar und tötet ihn. Die versöhnende Liebe des Mädchens aber macht an dem Sohne gut, was er durch die Schuld des Vaters gelitten hat. Durch die Heirat mit ihm wird alles zum Rechten gewendet.

Wie Anna im „Pfarrer von Kirchfeld", so ist Vroni im „Meineidbauer" die tatkräftig handelnde, ausschlaggebende Person. Vroni ist die erste „Trutzige", die erste Verkörperung desjenigen Frauencharakters, den Anzengruber in vielen Variationen, aber mit gleichbleibenden Grundlinien immer wieder geschaffen hat. Wie er auch sonst manche Tendenzen in seine Werke einführt, die als charakteristisch modern empfunden werden, wie z. B. das Problem der Vererbung im „Vierten Gebot", so hat er auch das energisch handelnde Weib im Gegensatz zum passiven, abhängigen besonders bevorzugt. An die Mädchen der Bilder Defreggers erinnernd, beschreibt er vor allem das kräftige Weib, das dem Leben in jeder Hinsicht gewachsen ist. Kerngesund an Leib und Seele, ist sie die Gehilfin des Mannes, wie geschaffen, ihm Verantwortung, Arbeit und Sorge tragen zu helfen.

Diese Mädchen haben eine selbstbewußte, stolze, aber frische, heitere Persönlichkeit, gesunden Humor und ein tatkräftiges Wesen. Auf jede Frage und Neckerei sind sie mit lustigen, schlagfertigen Antworten rasch bei der Hand. Ihr weiches Herz und warmherziges Gefühl verteidigen sie tapfer gegen solche, die nur mit ihnen spielen wollen, bewahren es aber rein und ganz für den, der ihnen Gleiches dafür bietet. Fest gegründet ist bei ihnen das Pflichtgefühl gegen sich sowohl als auch gegen andere. Selber sittlich hochstehend, setzen sie dem Manne dasselbe Ziel. Dabei sind sie weder überhebend noch rechthaberisch; ihr Selbstbewußtsein beruht auf dem Gefühl, daß sie das Rechte wollen; ihr goldiger Humor bewahrt sie vor dem Dünkel, besser als andere zu sein.

Wie der Dichter keine schwächlichen, unselbständigen Frauen verherrlicht hat, so kennt er auch keine sentimentalen. Die „Liebeswoislerei" ist ihm zuwider. Seine Trutzigen haben etwas wunderbar Zartes, Keusches. Bei gesundester Sinnlichkeit sind sie ungemein zurückhaltend und lassen ihr Gefühl nicht in Worten und Liebkosungen, sondern vielmehr in Taten ausströmen. Nacktheit der Seele wie physische Nacktheit wirkt abstoßend, heißt es im Sternsteinhof (S. 243). Darum geht diesen Lieblingsgestalten des Dichters die Neckerei so viel leichter vom Munde als die Liebesbeteuerung.

Besonders charakteristisch ist diesen Frauen, die mehr als alle andern Anzengrubers eigenste Weltanschauung verkörpern, eine zuversichtliche, heitere Lebensfreudigkeit. Das Leben ist zum Freudigsein gegeben, sagt die Horlacherlies im „G'wissenswurm" (87), „Aus is's und vorbei is's, da sein neue Leut' und die Welt fangt erst an!" (6, 202). Mit frischem Mut und freudigem Sinn nehmen sie immer wieder den Kampf im Leben auf. Dabei können sie sich nicht oberflächlich über alles hinwegsetzen; sie besitzen neben dem Lebensmut auch des Dichters unerbittlichen Wahrheitstrieb.

Schon Anna Birkmeier hatte, wie wir gesehen, diesem Typus verwandte Seiten, doch erst Vroni gehört ganz zu dieser Gruppe. Sie unterscheidet sich von den andern „Trutzigen" dadurch, daß bei ihr das Herbe bemerkbarer ist. Als uneheliches Kind hat sie sich gegen die ganze Welt behaupten müssen. Arm und enterbt hat sie nichts gehabt, als was sie sich hat erkämpfen können. Deshalb ist ihr Mißtrauen auch gegen gutgemeinte Teilnahme begreiflich und die kampfbereite Weise, womit sie jedem entgegentritt. Um so erkenntlicher ist sie gegen Güte, die sie für uneigennützig hält. Nur durch Freundlichkeit, die er ihrer Mutter erwiesen hatte, konnte der schwache, eigennützige Toni, ihr ungetreuer Bewerber, vorübergehend Einfluß auf sie gewinnen. Dieser Einfluß schwindet, sobald sie ihn durchschaut. Viel reicher aber strömt ihr Gefühl aus, als sie in Franz findet, was sie in Toni vergeblich gesucht hatte, den Freund, der ihr gleich ist an edler Gesinnung und Opferwilligkeit. Sie zögert darum auch keinen Augenblick, den Brief zu verbrennen, der den ersehnten Rechtsbeweis enthält, nur weil er dem Freunde schadet. Erringt sie dadurch doch etwas unendlich viel Besseres, die Achtung und lebenslängliche Anhänglichkeit des Geliebten.

Außer Vroni bringt der „Meineidbauer“ noch einen zweiten weiblichen Charakter, der mit zu den genialsten Schöpfungen Anzengrubers gehört, die Burgerlies. Wie Brigitte im „Pfarrer von Kirchfeld“ verkörpert sie das Versöhnende, das der Dichter von der weiblichen Natur erwartet. Die Burgerlies hat die schon genannten Grundzüge der älteren Frauen, unterscheidet sich aber von den andern ihrer Gruppe durch eine außerordentlich scharf ausgeprägte Individualität. Anzengruber hat eine Reihe eigenartiger männlicher Charaktere geschaffen, wie den Wurzelsepp, den Steinklopferhans, den Hubmeier und andere, die von uns als spezifisch Anzengruberisch empfunden werden, trotzdem sie schon bei seinem Lieblingsdichter Auerbach im „Lucifer“ und „Hajrle“, sowie auch bei andern Vorgängern zu finden sind. Erst Anzengruber hat ihnen aber eine ganz eigenartige Bedeutung gegeben, indem er in ihnen „die Humanität“ verkörpert, wovon er sagt: „Menschlichkeit“ schreibe ich zu deutsch, denn so gut auch die Sache ist, das Wort „Menschenliebe“ ist mir noch zu gut dafür, die liegt wohl des Weges, aber eine Strecke weiter“ [1]). Ein gutes Stück weiter auf diesem Wege zur Menschenliebe sind diese Stiefkinder des Schicksals gelangt, nicht durch besondere Vergünstigungen oder Talente, sondern durch Leiden sind sie hellsehend geworden, so daß man von ihnen mit Recht sagt: Alles verstehen heißt alles vergeben. Die meisten dieser eigenartigen Persönlichkeiten sind männlichen Geschlechts, nur die Burgerlies kann sich mit ihnen vergleichen.

Die Burgerlies hat viel von der philosophischen Natur des Steinklopferhans. „In ihrer schlichten, tiefen Weisheit gemahnt sie an Tolstoi“, sagt Friedmann von ihr.[2]) Sie hat tief über das Leben nachgedacht, wie Levin in „Anna Karenina“, ist unzufrieden mit der waltenden Gerechtigkeit geworden, aber nicht bitter. Einsam und allein in ihrem Alter, unter dem ungerechten Schicksal der Tochter und der Enkel leidend, ist sie herbe geworden. Doch ist diese Herbheit nur die äußere Schale, unter der sie die echte, warme Herzensgüte verbirgt. In der Abgeschiedenheit hat sie gelernt, Dinge vom eigenen Standpunkt zu beurteilen, der von der allgemeinen Beurteilung abweicht. Die Natur und ihre Gesetze sind ihr allein maßgebend, denn wie der Steinklopferhans hat auch sie eine Offenbarung daraus geschöpft. Sie achtet deshalb

---

[1]) Werke 5, 8.

[2]) Friedmann, Das deutsche Drama, S. 157.

die politischen Grenzen so wenig wie die Vorschriften der Kirche, und mit gutem Gewissen gewährt sie den Schwärzern Unterkunft und Schutz.

Die Burgerlies ist in künstlerisch wirksamer Weise als Gegenstück zum Meineidbauern eingefügt. Er hat den äußerlichen Kirchenglauben, kann aber doch das schreiendste Unrecht begehen, während sie wahrhaft fromm handelt ohne Kirchenzugehörigkeit. Sie zeigt echte Toleranz und warmherzige Güte gegen alle Menschen, besonders gegen die unglücklichen Enkel. Vroni kehrt sich nicht an die scheltenden Worte, denn sie fühlt die herzliche, bangende Liebe hindurch. Jakob kehrt, wie Martin im „Vierten Gebot", zu ihr zurück in seiner letzten Stunde, denn da ist er niemals getäuscht worden.

Eine zweite barmherzige Frauengestalt wird im Drama nur genannt. Es ist die Mutter des Bauern, die das Unrecht, daß der Enkel gegen seinen Willen zum Priesteramt gezwungen werden soll, durch leises Eingreifen wieder gutmacht. Sie ist ein Beispiel einer nicht unbeträchtlichen Reihe von Frauen, die mehr oder weniger die Rolle des Schicksals spielen.

Die dritte weibliche Person, die im Drama handelnd auftritt, Cenz, die Tochter des Bauern, ist eine Alltagsgestalt. Engherziger Bauernstolz, Herzenskälte, verbunden mit der Liebe zum Besitz, sind bei ihr die leitenden Gefühle. Sie ist das Produkt jener bäuerlichen Erziehung, die in der Erhaltung und Vermehrung des Besitztums den Endzweck des Lebens sieht.

Als Nebenproblem werden einige Tendenzen berührt, die in den späteren Werken als Haupttendenzen mehr in den Vordergrund treten. Da ist zuerst das Problem des „Sündkindes", dessen Erziehung und Entwicklung. Was bei Vroni nur angedeutet, daß ihre gesunde Tüchtigkeit siegreich aus dem Kampfe mit den ungünstigen Verhältnissen und großen Versuchungen hervorgeht, das wird später an der Horlacherlies im „G'wissenswurm", näher begründet und im „Schandfleck" bis ins Kleinste veranschaulicht. Männliche, allerdings tragisch ausklingende Gegenstücke enthalten die Erzählungen „das Sündkind" (3, 65) und „der Einsam" (3, 153).

Einige Seiten des Eheproblems werden wieder kurz gestreift. Die Ehe Vronis und Franzens ist eine ideale im Sinne Anzengrubers. Der Vermögensunterschied stört nicht. Ihm liegt daran zu zeigen, wie sie sich gleich sind an edler Gesinnung und verbunden durch

gemeinsames Leid. Anders die geplante Verbindung zwischen Cenzi und Toni, wo das gleiche Vermögen das einzige Band gewesen wäre. Toni ist schon vor der Heirat bereit, sich die Liebe, die er zu Hause nicht zu finden erwartet, auswärts zu sichern.

---

3. Die Kreuzelschreiber.

Die Kreuzelschreiber, die Erich Schmidt[1]) die genialste Komödie Anzengrubers nennt, wird von einigen Kritikern[2]) mit der Lysistrata des Aristophanes verglichen. Das Stück folgte dem „Meineidbauer" im Jahre 1872. Nicht der Frauencharakter ist der wichtigste und interessanteste in diesem Stück, obwohl es ein Eheproblem behandelt, sondern der „einschichtige" Steinklopferhans, zugleich der bedeutendste männliche Charakter in Anzengrubers Werken. Zwar ist er nicht die Hauptperson, wohl aber diejenige, die den Konflikt löst und die Handlung möglich macht, eine Rolle, die bei Anzengruber fast immer den Frauen zufällt.

Die Männer eines Dorfes haben sich, einem „Großkopfeten" zu gefallen, bewegen lassen, eine Beifallsadresse an Döllinger zu unterschreiben, oder richtiger, weil sie nicht schreiben können, ein Kreuz darunter zu setzen. Die Frauen, auf Anstiften des Dorfpfarrers, sagen ihnen jegliche eheliche Gemeinschaft auf, bis sie widerrufen und eine Bußfahrt nach Rom machen. Die Handelnden sind besonders der Gelbhofbauer und sein junges Weib. Die Männer wollen nicht nachgeben, „weil dann alle Lieb und häusliche Zucht und Ehrbarkeit auf immer vorbei ist". Der Steinklopferhans hilft ihnen aus der Not. Er läßt die Männer sich scheinbar zur Wallfahrt rüsten und stiftet dann einen Jungfernbund, der die Männer begleiten soll. Aus Angst vor diesem, wie auch vor den „schwarzaugeten, wälschen Frauen, die auch Deutsch mit sich reden lassen", bitten endlich die Frauen die Männer, zu Hause zu bleiben.

Die Gelbhofbäuerin, der wichtigste Frauencharakter der Komödie, ist eine durchaus unvorteilhafte Frauenfigur. Sie ist eine junge Bäuerin, die den Großknecht geheiratet hat. Obwohl sie ihn liebt, ist es ihr durchaus nicht unangenehm, ihre Macht über den Mann

---

[1]) D. L.-Z. 1891, S. 347.

[2]) Vergleiche Friedmann, S. 33; Bettelheim, S. 163; Servaes, S. 28.

zu erproben. Die Ermunterung des Priesters kommt ihr zu statten. Was ihr durch Bitten nicht gelingt, versucht sie durch Schmollen zu erreichen; dann schmeichelt sie ihm, endlich scheut sie „die Lüge zum guten Zweck nicht“.

Doch oberflächlich, heuchlerisch, unwahr und unzuverlässig, wie sie sich erst zeigt, demütigt sie sich dennoch, wenn es sich um Wichtiges handelt. Gegen Priestergebot folgt sie der gesunden Volksmoral, daß das allein richtig ist, was zusammengehört in „Zucht und Ehr' und Arbeit“ (S. 288).

Was die Tendenz des Stückes, daß die Kirche sich nicht in die Ehe mischen darf, anbelangt, so besteht der Dichter auf der Heiligkeit der Ehe. „Ich möcht' doch wissen, wie s' dazu kämen, daß ie sich zwischen Mon und Weib einmischen“, heißt es im Stück, und wieder, die Weiber sollten zum Mann halten, und „wann ihn sonst a alle Welt verlasset“ (248, 275).

Die Frage, wer in der Ehe herrschen soll, der Mann oder die Frau, beantwortet der Dichter dahin, daß beide dem gesunden Menschenverstand zuliebe nachgeben sollen. Daß die Frau sich nicht in Berufsgeschäfte einmischen soll, zeigt er dadurch, daß er sie lächerlich macht, wenn sie tun will, was sie nicht versteht (S. 281). Behandelt wird die Frage eingehender in „Brave Leut vom Grund“.

Anzengruber kommt hier auf die Frage zu sprechen, welche in der Erzählung „die Herzfalte“ eine wichtige ist: Soll die Frau, die ihre Ehre verloren, den Verführer heiraten? Der Altlechner hat das Mädchen auf Zureden der andern geheiratet. Dem Mädchen hat die Wirtschaft in die Augen gestochen. Die Folge war immerwährender Streit. Hier, wie in der Erzählung, lautet die Antwort: wenn sie sonst nicht zueinander passen, so soll dies kein Grund zur Heirat sein.

Anders ist die Ehe des alten Breuniger gewesen. Fünfzig Jahre hat er mit der alten Mirl gelebt. Das Glück hat sich ihnen in wechselnder Gestalt gezeigt, bis es endlich, von Sorgen und Leid verdrängt, verschwunden ist. Doch die Erinnerung ist ihnen geblieben und die langjährige Gewohnheit, die das Unscheinbare und sogar das Häßliche verklärt. Als daher die alte Mirl ihm die gewohnte Ordnung raubt, wozu auch die Sorge um ihre Bequemlichkeit gehört, als sie ihm die bescheidenen häuslichen Freuden entzieht, da verliert er den einzigen ihm im Leben gebliebenen Halt, und er sucht Ruhe im Tode.

Wunderbar ergreifend schildert Anzengruber die Störung grade dieser Ehe, die durch das gemeinsam getragene Leid nach der gemeinsamen Freude wie ein Leben aus einem Stücke geworden war, wie er es in einer andern Geschichte beschreibt: „Muß doch schön sein, wenn zwei Leut' so ein Leben aus Einem Stück führen und es gibt gar keine Zeit, bevor sie sich 'kennt haben und sie mögen sich vertrauen bis ins Grab". (A. H. 15.)

4. Elfriede.

Nach den drei im Bauernkreise spielenden Stücken versucht Anzengruber dem Burgtheater zu Gefallen ein Drama aus höheren Kreisen Wiens. An Stelle der religiösen Fragen treten sittliche; nicht die Charakteristik ist die Hauptsache, sondern die Tendenz. Das vierte Drama, Elfriede, im Jahre 1872 erschienen, ist das erste Stück, worin die Frau im Mittelpunkt steht und ihre Rechte in der Ehe das Problem bilden. Als Drama kann sich das Stück mit den vorhergehenden nicht messen, denn wie so oft bei Anzengruber, wenn ihm die Intrigue oder Tendenz besonders wichtig wird, leidet die Charakteristik dermaßen, daß die Personen schattenhaft und konventionell bleiben. Zum erstenmal wagt er sich auch in einen Gesellschaftskreis, der ihm nicht sonderlich sympathisch war; daher der Mangel an der Natürlichkeit, die die Personen der ersten Dramen auszeichnet.

Elfriede Wellenberg, eine Dame der höheren Kreise, hat die gewöhnliche Erziehung ihrer Gesellschaftsklasse erhalten. Ein kurzer Liebestraum mit einem jungen Gelehrten wird als unweise von dem Vater jäh beendigt. Auf Wunsch der Eltern geht sie mit einem jungen Manne ihrer Sphäre eine sehr korrekte Ehe ein. Jahrelang sucht sie vergebens Befriedigung ihres Gefühlslebens in der Öde dieses Daseins. Ihr Gatte kennt sie nicht und will sie auch nicht kennen, sein Interesse ist anderweitig in Anspruch genommen. Unerwartet kommt ein Zeichen der Erinnerung vom einstigen Geliebten. So armselig diese Erinnerung auch ist, sie ist doch ein lichter Punkt in ihrem grauen Dasein. Taktlos verweigert ihr der Gatte das Recht, ein Geheimnis mit irgend jemand, sei es auch mit einem Toten, zu teilen, von dem er keine Kenntnis hat und zu dem er seine Zustimmung

nicht gegeben hat. Die Bitterkeit der Lage, die vollständige Abhängigkeit und Rechtlosigkeit bewegen sie, das ihr anerzogene Schweigen zu brechen und mit glühenden Worten der Anklage sich von allen Fesseln zu befreien. Vom Gatten erwartet sie, daß er sie freigebe.

Der Gatte sieht bei dieser Gelegenheit zum erstenmal, daß er es mit einem denkenden und leidenden Weibe zu tun hat, daß er im Hause finden kann, was er vergebens auswärts gesucht hat: Interesse und liebende Teilnahme an seinem Leben und Wirken. Er sucht sie zu halten. Er findet das Wort, das ein weiteres Zusammenleben nicht nur möglich, sondern auch harmonisch machen kann, die Pflicht. Sie wollen sich gegenseitig aufopfern, um dem Kinde, dem kommenden Geschlechte, das bieten zu können, was es verlangen kann.

Der Charakter der Elfriede ist kein ungewöhnlicher. Eine wohlerzogene Dame, hat sie gelernt, ihre Gefühle zu beherrschen, das ruhige leidenschaftslose Äußere unter allen Umständen zu wahren. Feinfühlig und zurückhaltend bemüht sie sich nicht um das ihr versagte Vertrauen. Mit großer Selbstverleugnung sucht sie sich in das ihr aufgestellte Programm zu fügen, sich so ruhig und anspruchslos wie möglich zu verhalten. Der Angriff auf ihre eigensten Rechte bringt sie zur Besinnung auf ihr Menschentum, welches in Gefahr war, abhanden zu kommen. Sie lernt Selbstachtung und fordert sie vom Manne.

Bedeutender als die Persönlichkeit der Elfriede ist das Problem des Stückes. Die „unverstandene Frau“ spielt in der modernen Literatur eine besonders hervorragende Rolle. Anzengrubers Behandlung unterscheidet sich von den meisten dadurch, daß er die Schuld nicht den Individuen, sondern der Gesellschaft zuschreibt. Die Unzulänglichkeit der konventionellen Ideen, die Verdrehung der Sittlichkeitsbegriffe sind die Ursachen der meisten Entgleisungen. Solche Beispiele lassen sich viele finden. So ist Friedner in „Hand und Herz“ verkommen, daran scheitert das Glück Hammers in „Heimgefunden“, wie auch Franzis im „Fleck auf der Ehr“. Fast alle Personen, die Unheil verursachen, entfernen sich gar nicht von der hergebrachten Anschauung ihrer Kreise. Auch der Mann Elfriedens folgt ganz den Ideen seines Standes, wenn er alle Rechte, auch das der vollständigen Bestimmung über die Frau, über ihre Regungen und Gefühle, für sich in Anspruch nimmt.

Otto Ernst hat das Drama Elfriede „eine Verherrlichung der Frauenrechte“ genannt,[1]) ganz mit Recht, denn dieses Drama ist ein leidenschaftlicher Protest gegen die Abhängigkeit der Frau vom Manne. Der „Männerhochmut“ hat es verschuldet, daß eine Ehe möglich ist, wo die Frau vollständig zum Besitztum, zur Sache, womit er nach eigenem Gutdünken schalten kann, herabgewürdigt wird. Jedes Recht auf ein Eigenleben, auf eigenes Denken ist ihr versagt. Der Mann bestimmt alles im Hause, auch die Rolle, die sie da zu spielen hat, und die Stellung, die sie einnehmen darf. Um Ruhe zu haben, verlangt er vollständige Passivität. Ob sie dabei geistig zugrunde geht, danach fragt er nicht (S. 190). Ihr Leben soll erst mit dem Tage beginnen, wo er sie in sein Haus einführt (S. 191). Ist sie eingetreten, so soll sie alles, was zum Vorleben gehört, vergessen, besonders soll der Einfluß desselben nicht nachhaltig sein. Sie soll sich nach ihm ummodeln. „Sie soll jedem sein, nach was ihm gelüstet, dem Abgelebten die Pflegerin, dem Herrischen die Magd, dem Überklugen ein Spielzeug, dem Wüstling die letzte Etappe seiner Lust“ (S. 191). Für den Namen oder die Stellung, die er ihr gibt, setzt sie ihr ganzes Wesen ein, ohne jegliche Bürgschaft oder Rückhalt. Wie feile Dirnen glaubt er sie abfinden zu können mit Kleidung, Schmuck und Komfort. Dafür hat er nicht nur das Recht, über sie zu bestimmen, er hat das Recht, wenn es die Ehre verlangt, auch den innigsten, uneingestandenen Gefühlen nachzuspüren (S. 191). Der Mann maßt sich an, daß er allein Liebe und Haß ausmünzen darf. Er kann das Weib, das ihm nicht behagt, mit tausend Nadelstichen von sich hinwegpeinigen, dasjenige, das er behalten will, soll bleiben müssen (S. 190).

Eine andere Demütigung des Weibes ist, daß die Gesellschaft dem Manne eine andere Moral zugesteht als der Frau. Er darf sich alles in der Ehe erlauben, „er bewahrt sich die Freiheit“. Wenn er sehr rücksichtsvoll ist, so ist er um des Friedens willen in den Mauern seines Hauses vorsichtig (S. 161). Daß er sich für die Frau interessieren sollte, oder daß sie sein Herz erfüllen könnte, davon ist nicht die Rede. Auch begeht er nicht die Lächerlichkeit, Treue zu halten (S. 158). Er ist die Ehe eingegangen mit dem Vorbehalt,

---

[1]) Ernst, O., Buch der Hoffnung I, S. 209.

nicht gebunden zu sein, doch niemals denkt er auch nur im entferntesten daran, der Frau dasselbe Recht zuzugestehen. Je leichtsinniger der Mann, desto mehr Engelhaftes begehrt er von seiner Frau (S. 162). „Sie soll nicht zu träumen wagen, daß es ein Herz geben könnte, dem sie etwas zu sein vermöchte" (S. 190). Verteidigen kann sie sich nicht, denn die öffentliche Meinung ist auf seiner Seite, „selbst die Rache kann sie nur in der eigenen Schande finden" (S. 191).

Diese Verachtung des Weibes beruht aber schon teilweise auf den falschen Voraussetzungen, unter denen die Ehe eingegangen wird, nämlich die Konvenienzehe; Eltern, Vermögen, soziale Stellung sind die entscheidenden Momente, die Persönlichkeiten kommen dabei nicht in Betracht (S. 163).

Ein weiterer Grund einer unglücklichen Ehe liegt in der falschen Erziehung der Mädchen. Wenn der Mann Ideale zu verwirklichen sucht, findet er bei den Frauen nur Verständnislosigkeit. Er sah, daß diesen gedankenleeren und gefühlsarmen Umgangsformeln dasselbe Lächeln ward, wie dem Geistes- und Gefühlswärmsten für seine sinnigsten Aussprüche, daß der leichte Scherz die ehrlichsten Bemühungen ernsterer Charaktere aus dem Felde schlug, daß die Göttinnen nicht der stummen Anbetung, daß sie der klappernden Betmühle der Galanterie die höchste Gunst zusprachen (S. 197). Deshalb verlor er seine Achtung vor der Frau.

Andererseits zeigt Anzengruber, daß der Mann doch wieder verantwortlich ist für die oberflächliche Erziehung der Frau. Die Frau trachtet danach, sich nach seinem Willen und nach seinen Ansprüchen zu bilden. Er will aber die Frau unerfahren haben, weil er glaubt, sie dann bequemer regieren zu können. Er braucht große Kinder, die ihm die Kleinen erziehen. Er verwehrt ihr bis zu gewissen Jahren den Einblick in die Welt, wo er als Herr schaltet, und die Frau wird durch Gewohnheit so beständig, daß sie ihn um sein Vorrecht, die Angewöhnung des Leichtsinns, nicht beneidet. Neben der Unerfahrenheit sieht er bei dem Weibe gern die Frömmigkeit. Es ist ihm behaglich, wenn sie unerfahren und fromm ist, so daß sie ihre Bitten und Klagen von vornherein an den Himmel richtet (S. 192).

Der Dichter fügt diesem Drama eine ernste Warnung ein gegen die Schäden der Halbbildung und der Verbildung des weiblichen Geschlechts. Der Mann hat unter dieser verflachten Halbbildung der

Frau am meisten zu leiden. Sie ist ihm überall eine Last, ein Hindernis; wenn er ausschreiten wolle, klebe sie ihm wie Blei an seinen Fußsohlen. Sie habe nicht gelernt Schritt zu halten, so helfe sie die Straßen mit Marodeurs anfüllen; zertreten könne er sie, aber über sie hinweg könne er nicht. So lange der Mann falsches Spiel treibe, gebe es kein freies, fröhliches Geschlecht unter der Sonne (S. 192).

Noch ein Feind der Ehe, der dem Männerhochmut gleichkommt, wird genannt, die Frauenlaune. Sie versage nur gar zu gern, wo sie gewähren sollte, sie wolle gehen, wo sie bleiben sollte (S. 199).

Anzengruber gibt zugleich die positive Seite der Frage, das Bild einer idealen Ehe, wo Liebe sich um Liebe gibt, wo Treue um Treue, Vertrauen um Vertrauen eingetauscht wird (S. 190). In jedem Weibe liege ein Keim, „der gepflegt, zu etwas heranwächst, das uns, wenigstens nach einer Richtung hin, beglücken kann". Sie müsse vor allem sich selber fühlen lernen, ehe sie andern etwas sein kann (S. 198). Sie müsse ihr eignes Wesen hochhalten, „bereit sein zu gleicher Achtung gegen andere", nicht mehr fordern, als sie selber zu geben gewillt ist, „volle Hingebung auch mit voller Hingebung zahlend". Dann findet er in ihr das Weib, das stolz und sinnig, treu, ein ganzes Wesen sei, . . . wie es dem Manne verheißen ward: die Gehilfin (S. 199).

Die meisten Ehen sind solche, wo man dahinlebt in Bequemlichkeit und Genuß, ohne Poesie und Inhalt (S. 197). Was Anzengruber als Endzweck und Ziel der Ehe angesehen haben will, hat er schon im „Pfarrer von Kirchfeld" als das höchste Ideal des Lebens hingestellt, die gewissenhafte Pflichterfüllung. Er glaubt, daß das Glück gewonnen wird, nicht im Ausleben der eigenen Persönlichkeit, nicht in der Befriedigung der Leidenschaften, sondern in der selbstverleugnenden Erfüllung der Pflicht. Diese besteht für die Eltern in der Erziehung der Kinder. Diese Anschauung macht die versöhnende Lösung des Konflikts selbstverständlich.

Schon vor Anzengruber hat das in „Elfriede" behandelte Problem bedeutsame Behandlungen erfahren, doch nicht minder bedeutsame nach ihm. Auerbach in „Dorf und Stadt" gesteht der Frau das Recht der Selbstbestimmung zu bis zur Trennung der Ehe. Allerdings ist der Grund: der Unterschied der Bildung, wie er durch die Verschiedenheit der Lebenskreise, durch die Kluft zwischen Stadt- und Landbildung bedingt ist, ein tieferer als in „Elfriede". Obgleich Auerbach die

Nichtachtung seitens des Gatten längst nicht als so beleidigend zeichnet, ist ihm doch die natürliche Lösung die Trennung.

Auch Hebbel hat in „Herodes und Mariamne" bei der Frage nach dem Recht der Selbstbestimmung der Frau für dieselbe Partei genommen. Mariamne konnte dem über alles geliebten Gatten viel vergeben, nur nicht das Unrecht, daß er sie einer Sache gleich behandelt und über ihr Leben bestimmt hatte. Darum nahm sie grausame Rache, indem sie den Gatten zwang, sie, die Unschuldige, töten zu lassen.

Sardous „les Pattes de mouches" hat Anzengruber zum Vorbild gedient. Dies ist besonders bemerkbar an der Figur des Gelehrten und der mit ihm verbundenen Intrige, aber hier weniger wichtig. Interessanter sind die Beziehungen des genannten Stückes zu Sudermanns „Ehre". Manche Motive sind in der „Elfriede" deutlicher ausgeführt als in der französischen Quelle.

Fünf Jahre später kehrte Anzengruber zu diesem Problem zurück, nachdem er in „Hand und Herz" die Scheidung der Ehe, die eine Frau an einen sittlich Verkommenen kettet, verteidigt hatte. Im „Vierten Gebot" ist die Scheidung der Ehe eine wichtige Nebenfrage. Die Lösung ist eine andere. Das Recht der Frau, sich vom Gatten zu trennen, wird zugestanden, aber das Prinzip bleibt dasselbe. Um des Kindes willen bleibt Elfriede; um dem Kinde das Sterben leicht zu machen, verläßt Agnes Hutterer das Haus des Gatten. Das hinzugefügte Motiv, die Vererbung, von dem im ersten Stücke abgesehen ist, ändert den Standpunkt. Bei Wellenberg ist die moralische Versumpfung nicht anzunehmen, während sie bei Stolzenthaler die Scheidung begründet.

Sieben Jahre später erschien die dasselbe Thema behandelnde „Nora" von Ibsen. Anzengruber berichtet in einem Brief an Bolin[1]) von einer Kritik, die er über „Nora" geschrieben, deren Lob er zu seiner Beschämung in „Nord und Süd" gelesen habe. Was ihm wahrscheinlich an der „Nora" nicht gefallen hat, ist dasjenige, worin sein Drama von dem Ibsens abweicht, nämlich der Schluß. Ibsen ist vor allem Dramatiker, sein Schluß ist der wirksamere auf der Bühne, denn wie Servaes[2]) sagt: „Das sozial Anfechtbare ist meist das dramatisch Vollgültigere". Anzengruber, der seine Pflicht als Volkslehrer nie aus den

[1]) Briefe II, S. 158.
[2]) Servaes, S. 43.

Augen läßt, besonders nicht in den Tendenzstücken, hat mehrere Male die dramatische Wirksamkeit geopfert, um das Prinzip zu retten; man denke nur an „die Tochter des Wucherers" oder an den „ledigen Hof".

Der Hauptunterschied liegt aber in der Verschiedenheit der Gesichtspunkte. Ibsen verleiht dem Individuum die weitestgehenden Rechte. Nora verläßt alles, um ihrer Persönlichkeit gerecht zu werden. Anzengruber kennt aber die Frau nur als Gattin und Mutter. Sie ist das Glied in der sozialen Kette, in der das kommende Geschlecht dieselben, wenn nicht größere Rechte hat. Gerade in dieser Auffassung gehört er zu den ganz Modernen, zum zwanzigsten, dem „Jahrhundert des Kindes", wie auch „das vierte Gebot" ein weiteres Beispiel seiner Parteinahme für das kommende Geschlecht ist.

Es darf nicht übersehen werden, daß die Umstände in den beiden Dramen nicht die gleichen sind. Elfriedens Ehe ist Konvenienzheirat, die Noras ein Liebesbund. Die Frauen gleichen sich in dem einen Stück, beide versuchen dem Gatten zuliebe, sich zu geben, wie er es verlangt, wenn sie auch dabei ihrer Natur Gewalt antun. Nora aber ist die tiefer Getroffne, denn ihr ganzes Vertrauen ist erschüttert, während Elfriede nur getäuschte Hoffnungen zu beklagen hat, denn Illusionen hat sie sich keine gemacht. Aus dem Grunde kann sie aber auch leichter vergeben und einen neuen Versuch des Zusammenlebens machen.

---

5. Bertha von Frankreich.

Im selben Jahre, 1872, in dem Anzengruber das vorhergehende Stück beendete, arbeitete er an einem Drama, das niemals geschrieben wurde: Bertha von Frankreich. Nur der erste Akt ist vorhanden, zu wenig, um den Hauptcharakter kennen zu lernen. Es handelt sich um die Geschichte des Grafen Robert, dessen Ehe politischer Vorteile halber geschieden wurde.[1]) Nur die Wahl des Stoffes ist wichtig. Die Frage nach der Unauflöslichkeit der Ehe, der Auffassung der Kirche gemäß, beschäftigt den Dichter wieder in „Hand und Herz". In jenem Drama verteidigt er nicht nur die Scheidung, sondern auch die Wiederverheiratung der Geschiedenen aus sittlichen Gründen. Die Sittlichkeit wäre aber der Grund gewesen, der ihn wahrscheinlich veranlaßt hätte, die Scheidung in diesem Drama nicht gutzuheißen, jedenfalls die Wiederverheiratung zu verurteilen.

[1]) Bettelheim, S. 186 u. 187.

6. Die Tochter des Wucherers.

Die „Tochter des Wucherers" wurde im Frühjahr 1873 geschrieben und in demselben Jahre aufgeführt, ohne jedoch Anklang zu finden. Wie in „Elfriede" ist auch hier die Intrige die Hauptsache, so daß bei den Personen die Charakteristik nicht konsequent durchgeführt ist.

Das Drama gehört zu den Sittengemälden, zu denen alle die in Wien spielenden Stücke gehören. Der Wucherer Oehrlein verleitet aus Rache, weil ein Mann der höheren Kreise sein Weib verführt hat, aber auch aus Geldgier, vornehme junge Leute, sich in zweifelhafte Geldgeschäfte einzulassen. Er gebraucht die eigene Tochter, um die Männer anzulocken. Vor der Hochzeit bricht er das Verlöbnis ab und treibt die Opfer zu einer Verzweiflungstat. Daß die Tochter, die doch als moralisch hochstehend geschildert wird, sich zu diesem Geschäfte hergibt, wird dadurch motiviert, daß sie sich dazu verpflichtet hat, um die Mutter vor Mißhandlungen zu schützen, als der Vater diese im Zusammensein mit ihrem früheren Liebhaber überraschte. Der zweite Grund ist, daß sie alle geldgierigen Leute verachtet.

Mathilde treibt wieder einen jungen Kaufmann in den Tod, weil er seine Ehrenschulden nicht bezahlen kann. Einer seiner Freunde macht es sich zur Aufgabe, ihn zu rächen. Er verlobt sich mit ihr und verläßt sie am Hochzeitstage. Das Mädchen ist tief getroffen, weil sie ihn aufrichtig liebt. Sie verläßt den Vater, verdient sich ihr Brot selbst und macht ihr Unrecht wieder gut, dadurch, daß sie der natürlichen Tochter ihres Feindes die Mutter ersetzt. Durch diese Tat werden sie später vereinigt.

Dem Charakter der M a t h i l d e fehlt die Glaubwürdigkeit. Sie ist in dem ersten Teil zu unerfahren, um später eine solch zielbewußte Rolle zu spielen. Sittenberger[1]) sucht das Urbild in Sardous „Fedora", wo die Frau die Rächerin ist. Mathilde wird als ganz willenlos in ihrer Rolle gezeichnet; sie tut ohne langes Nachdenken, was der Vater von ihr verlangt. Durch die Liebe erst erwacht sie und lernt ihr Treiben beurteilen. Mit Einsetzung ihres ganzen Wesens sühnt sie ihr begangenes Unrecht. Weil sie durch den Mangel an einer rechten Familienerziehung gelitten hat, so erweist sie einem andern Wesen die Wohltat einer echten Erziehung, soweit es ihr möglich ist (S. 64). Dasselbe Motiv,

---

[1]) Sittenberger S. 330.

daß die Frau durch die Ausübung der Mutterpflichten sich ein Glück zu erbauen sucht, wenn ihr das eigene Liebesglück entschwunden ist, findet sich im „ledigen Hof" und in der kleinen Geschichte „ein frommer Augenblick". (L. D. 406.)

---

7. Der G'wissenswurm.

Mit dem „G'wissenswurm" verläßt Anzengruber das städtische Milieu und das Sittenstück und wendet sich wieder dem Bauernstück und dem Problem des Individuums zu. Das Drama wird von den meisten Kritikern zu den drei besten des Dichters gerechnet. Friedmann nennt es den „Bäuerlichen Tartuffe".[1])

Grillhofer, der Besitzer eines reichen Bauerngutes, wird vom Schlage gerührt. Das ist ihm ein „Deuter", ein Zeichen, daß er ein in früheren Jahren begangenes Unrecht zu sühnen hat. Dusterer, sein armer Schwager, hilft ihm bei seinen Bußübungen, da er hofft, den Hof für sich zu gewinnen, wenn der Bauer sich auf seinen Rat der irdischen Güter entäußert.

Der Bauer hat zu Lebzeiten seiner kränklichen Frau ein Verhältnis mit einer jungen Magd gehabt, weiß aber nicht, was aus ihr und ihrem Kinde geworden ist, denn die Bäuerin hat sie aus dem Wege geschafft. Der Dusterer aber weiß es ganz genau. Im Traum hat er sie im Fegefeuer erblickt, sich und den Verführer verfluchend. Er hat schon Aussicht, seine lebhaften Suggestionen mit Erfolg gekrönt zu sehen; nicht sowohl, weil der Bauer ihm alles glaubt, sondern weil er alle Freude am Leben verloren hat. Da erscheint eine entfernte Verwandte, von der Muhme geschickt, sich den Hof zu erschleichen. Mit großer Offenheit erzählt sie ihre Absicht, aber auch mit reizender, herzerwärmender Freudigkeit, daß es dem Bauer ganz lebenslustig zu Mute wird.

Ein Fuhrmann bringt dem Dusterer im Beisein Grillhofers Auskunft über den Aufenthaltsort der Vermißten. Sogleich macht sich der Bauer auf den Weg, um zu sühnen und die Unglückliche zu retten. Er findet einen „Hausdrachen", der den Mann und die zwölf Kinder

---

[1]) Friedmann, das deutsche Drama, S. 165. Schmidt, D. L.-Z. 1891, S. 35. Servaes 29.

unter der Fuchtel hält und den früheren Liebhaber mit unsanften Worten hinauswirft. Dieses Weibes wegen braucht sich der Bauer keine Gewissensbisse zu machen.

Geschickt benutzt der Dusterer die verschollene Tochter, um das Gewissen des Bauern aufs neue zu quälen. Zurückgekehrt findet dieser das Mädchen mit einem Briefe der Muhme, der ihre Herkunft als die Tochter des Bauern zur Gewißheit macht. Diesem lebenden Zeugnis gegenüber muß der Dusterer schweigen, und die Horlacherlies zieht bei dem Bauern ein.

Anzengruber hat eine endgültige Lebensanschauung in den Trutzigen verkörpert. Von allen Trutzigen steht ihm die Horlacherlies am nächsten in ihrer gesunden, optimistisch-heiteren Lebensbejahung. Sie ist unter einem glücklichen Stern geboren. Wohl ist sie ein „Sündkind", doch haben gütige Frauen, die Bäuerin und die Muhme, ihr Schicksal aufs günstigste gestaltet. Die Bäuerin hat sie der berechnenden Mutter genommen, sie von der Mahm aufs beste erziehen lassen, so daß ihre Geburt nicht ihr Leben verdunkelt hat. Bei ihr verlebt sie eine sonnige Kindheit, wenn sie auch mit großer Gewissenhaftigkeit durch schwere Arbeit zur Pflichterfüllung erzogen wird. „Wann ma di a so anschaut", sagt Wastl zu ihr, „da kriegt ma erst vorm Herrgott 'n Respekt, der a so was af d' Füß stellt, so frisch und lebig und sauber und kreuzbrav" (S. 32). Sie hat nichts von der herben Bitterkeit der Vroni, sonnig hell, fröhlich, allzeit zufrieden und lustig schreitet sie einher, so daß ihr Name sie recht beschreibt. Sie lebt ganz und gar in der Natur, ist selbst ein Stück Natur. Wenn sie auf einmal frei so hinausrennen darf in die schöne, grüne, lichte Gotteswelt hinein, so ist sie ganz in ihrem Element (S. 24). Auch sie hat ihre Offenbarung aus der Natur geschöpft wie der Steinklopferhans. „Bin hitzt durch 'n Wald herg'fahrn, im G'zweig hab'n dö Johanneskäferl ihr G'spiel trieb'n und über der stillen Nacht is der ganze Himmel voll Lichter g'leg'n. Und wann ma so hinaufschaut, wie's leucht' und funkelt über der weiten Welt, da is ein', als ziehet's ein' d' Seel aus der Brust und reichet dö weit über dö Erd' in sternlichten Himmel h'nein" (S. 82). Von dieser wunderbaren Natur hat sie gelernt, „daß Gott die Kirschen so rotbacket und die Weinbeer so glänzend g'macht", daß man sich darüber, wie über das ganze Leben freut (S. 51).

„Der Herrgott hat's Leb'n,
Zum Freudigsein geb'n,
Und was wir oft schlecht,
Er macht's do no recht." (S. 87).

In diesem Liedchen der Liesel liegt ihre Offenbarung. Diese Offenbarung aber ist des Dichters Eigenstes, sein Glaube an die gesunde, urwüchsige, heilende Volkskraft.

Der überschäumende Frohsinn der Liesel wirkt wie ein warmer Frühlingstag, dessen Reiz Grillhofer nicht widerstehen kann; sogar der Dusterer wird eine Zeitlang so mit fortgerissen, daß er seine Pläne vergißt. Die Überlegenheit dieser Frauengestalt über alle Männercharaktere ist echt Anzengruberisch gedacht: „Vor ihrem goldenen Mädchenlachen kann kein G'wissenswurm und kein Dusterer standhalten".[1] Bei aller Lustigkeit ist sie doch nicht leichtsinnig, sondern ernst und selbstbewußt. Sie hat das Herz auf dem rechten Fleck und weiß sich den Wastel so zu erziehen, daß sie sich gegenseitig achten können.

Mit köstlichem Humor ist die Poltnerbäuerin, der Gegenstand der Gewissensbisse des Bauern, geschildert. Wie die Horlacherlies schon durch den Namen gekennzeichnet ist, so auch die andern Personen des Stückes, besonders aber die Poltnerbäuerin. Als Mädchen war es ihr Ziel gewesen, die Nachfolgerin der kranken Bäuerin im Hofe zu werden. Da dieselbe aber zu lange lebte, nahm sie lieber die Abfindungssumme und suchte ihr Heil bei einem andern Bauern, was ihr auch beim Poltner gelang. So findet Grillhofer die Frau, die er sich immer als leidenden Schatten gedacht hat, lebenstrotzend, ihren Mann und ihre erwachsenen Söhne zum Strümpfestricken anhaltend und selbst das Regiment führend. Jedes weiblichen Gefühles bar, ist sie eine Karikatur des herrschsüchtigen Weibes, das sich Rechte anmaßt, die ihr nicht zukommen. In der großen Anzahl der Frauengestalten Anzengrubers hat sie nur eine einzige Schwester, die Mutter in der Erzählung „Gestohlenes Gut" (L. D. 132), und auch diese ist nur ein schwaches Abbild von ihr. Der Charakter ist aber in diesem Zusammenhang genial erdacht.

Notwendigerweise genannt werden müssen noch zwei andere Frauen, die wir nur durch einen Brief und den Erfolg ihrer Arbeit kennen lernen: die Bäuerin und die Horlacherin oder die Mahm.

---

[1] E. Schmidt D. L.-Z. 1891, S. 351.

Sie sind Personen, die solche Verkehrtheiten des Geschlechts, wie die Poltnerbäuerin sie repräsentiert, reichlich aufwiegen. Stolz faßt die Mahm ihre Lebensarbeit in die Worte zusammen: „Mit schwerem Herzen schick ich Dir a Anvertrauts z'rück, doch steht Dir frei, — — ob Du's als das Deine anerkenna willst, sunst nimm ich's mit Freuden wieder an mich. Ich mein, ich brauch' mich net z' schämen, wie ich Dir's zuschick" (S. 83). In diesen Worten liegt das ganze Selbstbewußtsein einer zielbewußten und der Stolz einer pflichtgetreuen Person, die ihr Leben einem hohen Zwecke geweiht hat. Das Mädchen ist daher auch nicht die Tochter der Poltnerbäuerin, sondern die der Horlacherin. Verwandt an Gesinnung muß ihr auch die Grillhoferin gewesen sein, die mit wackerem Sinn das ihr zugefügte Unrecht in Segen verwandelt hat. Wie zart die beiden handeln, zeigt sich in dem Brief, den die Mahm durch das Mädchen schickt. Sie lassen dem Bauer die Wahl, ihr Geschenk anzunehmen oder abzuweisen, nur machen sie die Bedingung, daß er in jenem Falle den Sinn des Mädchens nicht trübe. In einer Erzählung läßt der Dichter einen Weiberfeind über Naturbestimmung solcher Frauen sagen, daß sie auf der Welt seien, um als barmherzige Schwestern den Daseinskampf zu mildern (L. D. 413).

Mit seiner Hauptidee, dem Kampf gegen die eigensüchtigen Zwecken dienstbar gemachte, duckmäuserische religiöse Anschauung, gehört dies Drama zu der großen Zahl von Dramen und Erzählungen, die die Religionsfragen behandeln. Wichtig für diese Arbeit ist es, daß Anzengruber die Frau zur Trägerin seiner aufklärerischen Gedanken macht. Es ist daraus erklärlich, daß er seine Offenbarung aus der Natur schöpft, die Frau aber seiner Meinung nach der Natur näher steht als der Mann.

Das Schicksal des Sündkindes ist das Nebenproblem des Stückes. Das tragische Gegenstück zur Horlacherlies ist der Einsam, die glückliche Schwester ist Leni im „Schandfleck". Mit Leni hat die Horlacherlies noch gleiche Züge. Ist beiden durch die Vererbung auch großer Schaden zugefügt worden, so ist die Erziehung doch wirksam gewesen, ihn wieder auszugleichen und herrliche Menschen aus den durch die Geburt Benachteiligten zu machen.

---

8. Hand und Herz.

Das Drama „Hand und Herz", 1874 geschrieben, behandelt weder einen Frauencharakter und ein Frauenproblem. Obwohl es eigentlich dem Bauernkreise entnommen ist, gehört es doch nicht zu den Volksstücken, wegen der hochdeutschen Sprache und weil das Milieu vor den tieftragischen Schicksalen mehr in den Hintergrund tritt.

Käthe, eine reiche Müllerstochter, ist mit Georg Friedner, einem Bankrotteur, Dieb und Lumpen verheiratet gewesen. Als er ihr Vermögen vergeudet hat, verschwindet er und wandert endlich als Dieb ins Zuchthaus. Sie hat sich als Magd in einem andern Kanton der Schweiz verdingt und sich wieder verheiratet, ohne etwas von der ersten Ehe zu sagen. Sie führt eine sehr glückliche zweite Ehe, als der erste Mann erscheint und sie quält, um Geld von ihr zu erpressen. Auf Gebot des Beichtvaters will sie sich vor beiden Männern verbergen, doch der zweite Mann tötet den ersten, um sie vor ihm zu schützen. Er stellt sich den Gerichten, als Käthe auf dem Wege nach dem Zufluchtsort verunglückt.

Das Bild der Käthe Weller ist eines der eigenartigsten in der Reihe der Frauenfiguren des Dichters. Von der Gemeinheit, mit der sie in der Person des ersten Gatten in Berührung gekommen ist, ganz unverdorben, sucht sie instinktiv und findet auch die Seele, die ihrer feinfühligen, edlen Natur gemäß ist. Mit der Unabwendbarkeit der Wahlverwandtschaft verbindet sie sich mit dem Gefundenen, alle Schranken und Hindernisse übersehend. Diese Schranke aber ist die erste Ehe. Schön, jung und reich, vielumworben, dabei unerfahren hatte sie einen ehrenwerten Mann abgewiesen, um einen „Tanzkönig" zu wählen, trotzdem er den Ruf eines charakterlosen Menschen hatte. Diese Übereilung hatte sie mit Jahren der Schmach gebüßt. Zartbesaitet, rein und stolz, sah sie sich an einen moralisch Verkommenen gekettet, der für sie nicht das geringste Verständnis hatte, „der in ihr nur den Geldsack und das hübsche Gesichtchen" gesucht hatte. Der Verlust des Geldes berührt sie wenig, war sie doch dadurch von der peinigenden Gegenwart des Mannes befreit. Nur eine Sehnsucht ward lebhaft von ihr empfunden, fortzugehen aus der entehrenden Umgebung, in demütiger Arbeit Selbstachtung zu erwerben, ein neuer Mensch im neuen Lande zu werden. Im neuen Wirkungskreise im Hause Wellers findet sie nun das Gesuchte, sie fühlt sich wie neu-

geboren. Wellers Rechtschaffenheit, männliche Güte und reine Sitten berühren sie wohltuend. Eher könnte sie daher dem Leben selber entsagen als dem Frieden dieses Hauses, und es ist ihr unmöglich diesen Frieden zu trüben durch die Geschichte ihrer Schmach. Nicht nach der Vernunft handelt sie, sondern nach dem Gefühl, und in diesem hatte die Braut Wellers nichts gemein mit der Frau Friedners: mit dem Verbrennen des Trauscheins war für sie die Vergangenheit abgetan.

Vier Jahre reinsten Glückes, trotz Sorge und Leiden, vergehen, vier Jahre einer ehelichen Gemeinschaft, wie sie reiner, harmonischer nicht gedacht werden können. Können Bande, so äußerlich wie sie sie mit Friedner verknüpft haben, gültiger sein als dieses Herzens- und Seelenbündnis? (S. 286). Ihr ganzes Wesen lehnt sich auf gegen jede Gemeinschaft mit dem zurückkehrenden Gatten. Noch glaubt sie nicht an die Sünde, die sie durch die Schließung der zweiten Ehe begangen, noch an deren Ungültigkeit; nur das Unrecht, das sie durch ihr Schweigen Weller zugefügt hat, lastet schwer auf ihr.

Hierin liegt die Idee des Dramas: Ist eine Ehe, auch wenn sie unmoralisch ist, unauflöslich, weil sie durch die Kirche geschlossen ist? Wohl erlaubt die Kirche das getrennte Bestehen derselben, nicht aber einen neuen Bund. Anzengruber zeigt deutlich, daß die einzige Grundlage einer wahren Ehe die sittliche sein muß, daß eine Ehe, die nur durch äußerliches Gebundensein fortbesteht, keine vollgültige ist, daß darum eine wirkliche Ehe auf anderer Grundlage doch eingegangen werden kann, trotz der Kirche und ihrer Lehren.

Flüchtig berührt er nebst anderen Ideen die der Bildung der Frau. Er will durchaus nicht großes Wissen für die Frau, weil er glaubt, daß Wissen nicht moralisch besser mache. Er sagt: „Studierte Köpfe zersinnen sich, wie ein ehrlich Auskommen untereinander herzustellen wär', meinen, wenn sie die Weiber gescheit machten, sie besserten sie auch auf, und denken, sie hätten das Rechte, wenn sie die Mädels mit den Buben zur Schule schickten. Von ihrer Art lassen können die Weiber nicht, aber sie zur Schau tragen, wie wir die unsere, sollen sie nicht, — gebt ihnen das frei und seht zu, ob sie nicht bald so klug sind wie wir (S. 293)!" Friedner achtet die Frauen sehr gering: „Wenn eine nur eine gute Wirtin ist, — das einzige, was eine gute Führung aus den Weibern machen kann und soll — da hat es ein leichtes Auskommen, da braucht's keine Käthe, und findet sich das

sogenannte Glücklich- und Zufriedensein mit jeder" (S. 294). Trotz aller Verkommenheit erkennt er den heilsamen Einfluß der Frau an: „Es wäre besser, man hielte sich ehrbarer und glaubte an sie" (S. 293). Weller bezeugt dagegen, daß er durch den Verkehr mit dieser Frau ein besserer Mensch geworden sei (S. 294).

Mit einer andern Bemerkung spielt der Dichter auf eine Idee an, die er in der Erzählung „Makulatur" (L. D. 350) behandelt, die Ungerechtigkeit des Mannes, der der Verführten die ganze Verantwortung aufbürdet. „Ich wußte nicht, daß es Männer gäbe, die die Weiber erst verderben, um sie hinterher schlecht zu finden" (S. 300). Die Frage der verschiedenen Moral bei Männern und Frauen, von der Elfriede spricht, wird auch im „ledigen Hof" behandelt.

Für das Problem des „Vierten Gebots", daß die Familie für die moralische Erziehung der Kinder verantwortlich ist, ist Georg Friedner ein Beispiel. Er ist schlecht und recht erzogen worden, hat sich die landläufigen sittlichen Begriffe angeeignet, da lehrte ihn der Fall der Schwester, daß Geld die moralischen Werte beeinflusse. Die leichtsinnige Anschauung der Mutter und der Schwester haben ihm das Vertrauen zu den Frauen geraubt. Hierin liegt eine wichtige Begründung dafür, daß die Sittlichkeit der Frau schärfer beurteilt wird und werden soll als die des Mannes. Diese Unterscheidung beruht auf der ungleich stärkeren Bewertung des Einflusses, den auch das niedrigste Weib ausüben kann, wie es auch im „Vierten Gebot" bezeugt wird.

---

9. Der Doppelselbstmord.

Nach dem tieftragischen Konflikt in „Hand und Herz" beschäftigt sich Anzengruber 1874 im „Doppelselbstmord" mit der schwankartigen Behandlung des Romeo und Julia-Stoffes, den Keller im selben Jahre in der Züricher Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe" behandelte. Wie für Keller die Herbheit des Schlusses, so ist für Anzengruber die bejahende Lebensphilosophie, der gesunde Lebenstrieb, wie er hier zum Ausdruck kommt, charakteristisch. Friedmann[1]) nennt das Stück die Komödie der gesunden, natürlichen Liebe, ohne Ein-

[1]) Friedmann S. 50.

bildung, Empfindelei, Abirrung und Entartung". Auch Sittenberger stellt das Stück hoch.[1]) Er vergleicht den dritten Akt desselben mit Grillparzers „des Meeres und der Liebe Wellen" und glaubt, daß er diesem Stück nicht nachstehe im „Erklingen der zartesten Saiten des Gemüts".

Agerl und Poldl, die Kinder verfeindeter früherer Freunde, finden sich in ganz natürlicher Weise, wie die Jugend sich findet. Die Väter vereinen sich in dem Bestreben, die Kinder auseinanderzuhalten, sehen aber endlich ein, daß kein stichhaltiger Grund gegen die Verbindung vorhanden ist. „S' is a Dummheit", sagt Hauderer, der Vater des Mädchens, einer der philosophischen Charaktere Anzengrubers, ein Bruder des Steinklopferhans und des Wurzelsepp. Als sie alle einig sind und schon eingeschrieben, veruneinigen sich die Väter wieder und wollen die Verlobung rückgängig machen. Das junge Paar glaubt, das Recht zu haben, eigene Wege zu gehen. Angeregt durch eine Nachricht in der Zeitung, wie ein Liebespaar „wegen aussichtsloser Liebe" gegangen ist, „sich auf ewig zu vereinen", entziehen sie sich der väterlichen Aufsicht, nachdem Poldl den Brief aus der Zeitung abgeschrieben und dem Vater geschickt hat. Die ganze Nacht wird nach ihnen gesucht, bis sie am Morgen in einer verfallenen Sennhütte gefunden werden. Der Gedanke an Selbstmord war ihnen nicht gekommen, denn wie der Hauderer sagt: „zu so ein' Tun g'hör'n Leut' mit einer grauslichen Selbstigkeit, was nur af sich denkt und einer Boshaftigkeit af andere; es ist a ungesund's Wesen. Unsere Kinder sein brav, dö wissen schon, wann ma amal af der Welt is, g'hört sich a, daß mer sich drein schickt, und daß dös kein Respekt war', sich vorm Vatern in d' Gruben einidrängen" (S. 188). Und von der Agerl sagt er: „Mein' Dirn' is net dumm, — — dö is kerng'sund, dö lebt lieber mit ein' Bub'n, als daß s' mit ihm verstirbt" (S. 189).

Agerl ist ein hübsches, aber armes Mädchen, ein echtes Naturkind. Der Vater, dem der reiche Freund einst die Braut genommen, hatte mit der ihm Zugeschobenen nicht glücklich gelebt und das Seine nicht zusammengehalten. So erscheint sie anspruchslos und verlassen. Sie ist einfach, ein wenig beschränkt wie Poldl, aber durchaus gesund und zielbewußt in ihrem Empfinden. Daß sie und der Poldl zusammen gehören, dessen ist sie sich gewiß. Deswegen besinnt sie sich nicht lange,

[1]) Sittenberger S. 385.

sie geht mit dem Burschen und verläßt den Vater. Agerl ist ein echtes Kind des Volkes, auf dessen gesunde, naturgemäße Tüchtigkeit der Dichter fest baut.

Das Problem des Stückes ist das Recht der Kinder, dem eigenen Glücke zu folgen, auch gegen den Willen der Eltern, wenn diese wegen äußerlicher Hindernisse Einwände machen. Es ist dieselbe Idee, deren Tragik im „vierten Gebot" veranschaulicht wird, ebenso in den Erzählungen „Der reiche Haidbauer" (L. D. 210), „Oertler" (3, 207) und „Verderbtes Leben" (A. H. 3). In all diesen Erzählungen zeigt Anzengruber, wie die Eltern durch ihre ungerechtfertigten Einwände nicht nur das irdische Glück ihrer Kinder zerstören, sondern auch den moralischen Untergang derselben verursachen. In der Skizze „Ein böser Gast" heiratet die Tochter gegen den Willen der Mutter den Armen und wird nicht nur selbst glücklich, sondern macht auch die Mutter glücklich (A. H. 167).

---

10. Der ledige Hof.

Mehrmals hat es den Dichter gereizt, ungewöhnliche Frauennaturen und Einzelschicksale darzustellen, die, mehr oder weniger beeinflußt von der Umgebung, doch durch einen gewaltigen inneren Trieb die Kraft gewinnen, ihr Schicksal selbst zu gestalten. Solch ein Charakter ist schon Anna Birkmeier, auch Vroni, aber in noch viel höherem Maße Helene im „Sternsteinhof"; zu diesen bedeutenden Erscheinungen gehört auch Agnes Bernhofer in dem Drama „Der ledige Hof".

Um der Kirche das reiche Anwesen der Familie Bernhofer schließlich zuzuwenden, haben sich Creszenz und Thomas, die alten Pfleger des Hofes, verbunden, die einzige Tochter und Erbin ganz isoliert zu erziehen und eine Heirat derselben unmöglich zu machen. Nach dem Tode des alten Thomas wird der junge, mannhafte Leonhard der Nachfolger. Was die alte Dienerin durch eine Warnung zu verhindern sucht, führt sie dadurch herbei, ein Verlöbnis des Burschen mit der Bäuerin.

Durch den Priester erfährt Agnes, daß Leonhard eine Geliebte mit einem Kinde verlassen habe. Sie überzeugt sich von der Wahrheit der Anschuldigung. Aus Rache wegen des Betruges schickt sie ihn auf das stürmische Wasser, dem sicheren Tode entgegen. Zur

Besinnung gekommen in der Todesangst um sein Leben, begrüßt sie mit Freuden den Geretteten, erklärt ihm jedoch, daß und warum eine Heirat zwischen ihnen unmöglich sei. Er verläßt das Land, um durch Arbeit ihrer würdig zu werden. Sie nimmt sich des verlassenen Kindes an, um es zu erziehen und sich so durch die aufopfernde Liebe einen Lebensinhalt zu schaffen.

Agnes Bernhofer unterscheidet sich von den übrigen Charakteren durch die schärfere Individualisierung. Sie, die reiche Erbin des Hofes, wächst auf ohne Verwandte und Freunde, unter den Dienstboten, so daß sie von Jugend auf selbständig und auf sich allein angewiesen ist. Sie ist regen Geistes, begabt, an Bildung den meisten ihres Standes überlegen. Deshalb sucht sie Anregung im Verkehr mit dem Schulmeister und dem Pfarrer. Sie ist über die erste Jugend hinaus, ohne das Leben und die Liebe kennen gelernt zu haben. Doch was ihr an Erfahrung mangelt, ersetzt sie durch ein reiches Innenleben. Ihr Charakter ist wunderbar vertieft, ihr Gefühl unberührt, rein und keusch. Von der oberflächlichen Anschauung und moralischen Bewertung ihrer Umgebung ist sie nicht beeinflußt. „Du fährst mit der offenen Hand in den Durcheinander und was dir nicht taugt, das läßt du gleichmütig durch die Finger laufen, ich aber muß ins Aug' fassen, wonach ich lang', ich kann nur auf einen Griff glücklich oder elend werden" (239).

An Leonhard findet sie einen Genossen, dessen tüchtige Geschäftigkeit ihr Respekt abnötigt. Betört durch sein Werben, schenkt sie ihm willig ihre Neigung, denn das Gut, das sie mitbringt, erscheint ihr gering der Liebe gegenüber, die er für sie empfindet. Außer der Liebe verlangt sie von ihm dasselbe Vertrauen, dieselbe Offenheit und dieselbe Reinheit, die sie ihm entgegenbringt. Als sie diese bei ihm zu finden meint, ist ihr Glücksgefühl von derselben Tiefe wie ihr ganzes leidenschaftliches Wesen. Ebenso leidenschaftlich ist aber auch ihre Rache. Keine Genugtuung ist ihr zu grausam, um die Schmach, die er ihr durch den Betrug zugefügt hat, zu rächen. Daher ist auch später, trotzdem sie sich über seine Rettung herzlich freut, kein weiteres Verständnis zwischen ihnen möglich, wenn es auch dem Pfarrer und Leonhard möglich erscheint, denn er hat das Heiligste in ihr verletzt. Wie Senner in „Hand und Herz", der lieber hungrig weggeht, ehe er sich an einen Tisch setzt, dessen Tuch beschmutzt ist, so nimmt auch sie nicht vorlieb, wenn er nicht völlig makellos ist, wie sie ihn geglaubt hat.

Anzengruber hat in Agnes einen wunderbar adligen Charakter geschaffen. Der Einfluß dieser adligen Persönlichkeit zeigt sich besonders im Betragen Leonhards. Er ist ein Mann gewesen, nicht besser, nicht schlechter wie viele andere. Sie hat ihn aber über sich selbst erhoben, erst durch die Liebe, dann durch den Maßstab, den sie ihm gibt. Er schämt sich des Leichtsinns der Jugend. Wenn Agnes ihn auch verstößt, sein Leben wird ein solches sein, daß er ihre Achtung verdient.

Das Hauptproblem des Dramas ist die Betonung des Rechtes der Frau, dieselbe moralische Reinheit beim Manne voraussetzen zu dürfen, die bei der Frau als selbstverständlich angenommen wird. In „Elfriede" wurde die Frage schon angeregt, hier wird auf diesem Recht bestanden, das dann im „Vierten Gebot" begründet wird. Björnson stellt in dem Drama „Der Handschuh" dieselbe Forderung, wozu Friedmann bemerkt, wie die Wahrheit von morgen heute widersinnig erscheine.[1]) Anzengruber besteht immer, wenn das Recht in Frage kommt, auf dieser Forderung. Wenn er das freie Verhältnis, wie z. B. das des Tomerl und der Cenz in „Stahl und Stein" nachsichtig beurteilt, so betont er dabei besonders, daß die gegenseitige Treue der beiden nicht verletzt wird, daß sie, mit oder ohne kirchliche Bestätigung, eine ethische Bedingung ist.

Anzengrubers Idee von der Frau und ihrer Bestimmung hat ihn beeinflußt, wie in der „Tochter des Wucherers", so auch in diesem Stück den dramatischen Schluß der Tendenz zu opfern. Er glaubt an die heilende Macht des Leides und der Arbeit und zugleich weist er der Frau die Pflicht in ihrem besonderen Kreise zu. Agnes macht das Unrecht, mit dem Leben eines Menschen gespielt zu haben, wieder gut, indem sie dem Sohn gibt, was dem Vater gefehlt hatte: eine sittliche Erziehung. Zugleich schafft sie sich einen Lebenszweck, „denn ohne Kinder kommt man dem Leben nicht auf den Grund" (S. 208).

Leonhard ist der Typus eines Kindes, dem die Familie gefehlt hat, die ihn abgemahnt im Guten; so ist er wohl nicht schlecht geworden, aber auch nicht gut geblieben (S. 279).

Ein Mahnwort wird im Drama ausgesprochen gegen die Sitte, die Kinder dem Kloster zu geloben, ehe sie selber entscheiden können.

---

[1]) Friedmann, Das deutsche Drama, 174.

Dieses Wort wird noch verstärkt durch die eingelegte Geschichte. Hätten nicht alle bei Agnes darauf hingearbeitet, in ihr den Naturinstinkt zu unterdrücken, sie hätte unbefangener, natürlicher und glücklicher gewählt.

---

11. Der Faustschlag.

Das Drama „der Faustschlag" ist ein Versuch aus dem Jahre 1877, die Arbeiterfrage dramatisch zu behandeln. Er gelang aber nicht; darum sollte das Stück auch nicht in der geplanten Ausgabe der Werke zum Abdruck kommen.

Der Sohn eines Fabrikanten liebt die Tochter eines Arbeiterführers. Die Heirat wird dadurch ermöglicht, daß der Fabrikant ein an dem Vater begangenes Unrecht zu sühnen hat und so ihm die Einwilligung nicht verweigern kann. Er hatte durch einen Faustschlag das Eheglück des Arbeiters zerstört, indem er ihm dadurch die Achtung seiner Frau geraubt hatte.

Der eine wichtige Frauencharakter des Stückes ist wenig ausgeführt. Johanna ist eine liebevolle Pflegerin des Vaters, die durch ihre häuslichen Tugenden den Mann ihrer Wahl glücklich machen kann.

Der Dichter verteidigt die Ehe zwischen Armen und Reichen mit dem analogischen Beweis, daß die Ehe zwischen Adligen und Bürgerlichen glücklich ist. Wie im „Meineidbauer" heißt es hier gleich und gleich: gleich an Jugend, gleich an Tüchtigkeit, wenn auch nicht gleich an Vermögen (S. 11 u. 12).

Er macht einen Versuch, die Frauen der verschiedenen Stände miteinander zu vergleichen, indem er die einfache, liebevolle, mit allen häuslichen Tugenden ausgestattete Johanna den Gesellschaftsdamen gegenüberstellt, welche durch oberflächliche Bildung schon als Kinder allen Reiz verloren haben (S. 6). Diese neigen zu überspannten Ideen, suchen Anregung in Abenteuern, weil sie sich unverstanden wähnen (S. 48). Von dem Heroismus der Frauen der niederen Stände, die für den Mann fasten und die Last des Lebens tragen können, haben sie nichts (S. 8).

Eine kurze Bemerkung über den Unterschied der Geschlechter findet sich hier. Der Mann allein findet seinen Wirkungskreis in der Allgemeinheit, der Frau mangelt das Verständnis dafür (S. 8).

---

12. Das vierte Gebot.

Nach dem Fehlschlag des letzten Stückes wählte Anzengruber den Stoff zu seinem nächsten Werk aus dem ihm wohlbekannten Kreise des Wiener Bürgertums und schrieb im Jahre 1877 „Das vierte Gebot“. Es ist dies ein Milieustück, ein Drama des Nebeneinander, das die sozialen Schäden der Wiener Bürgerkreise behandelt. Das Hauptproblem, schon im Titel gekennzeichnet, ist die Kindererziehung, welche an drei verschiedenen Familien veranschaulicht wird.

Das Ehepaar Schalanter, das selbst gänzlich verkommen ist, erzieht seine Kinder gar nicht. Mit der Bewunderung von Pepis Schönheit und Martins Klugheit glauben sie ihren elterlichen Pflichten zu genügen. In dieser Auffassung erinnern sie an die Familie Heineke in Sudermanns Drama „Die Ehre“, welche auch in rein äußerlichem Putz und Staat ihren Stolz sucht. Die Folge dieses Mangels an Erziehung ist, daß Pepi immer tiefer sinkt und zuletzt als Dirne den Ihrigen Brot schafft. Martin, der sich niemals beherrschen gelernt hat, ermordet im Jähzorn den militärischen Vorgesetzten, der ihn zur Ordnung erziehen sollte. So endet er als Verbrecher.

Das zweite Ehepaar, die Hutterers, hat die entgegengesetzten Grundsätze. Was der Mann selber auch tut, im Hause hält er auf unbedingte Ordnung und Gehorsam. Kraft seiner väterlichen Gewalt trennt er den Liebesbund seiner Tochter mit einem armen Musiklehrer und zwingt sie zur Ehe mit dem reichen Stolzenthaler. Dieser Ehe entspringt ein Kind, das nicht lebensfähig ist, weil „der Vater zu viel gelebt hat“. Die Mutter verläßt den verkommenen Mann, der es wagt, ihr wegen der früheren Neigung Vorwürfe zu machen; sie geht zu den Eltern zurück, ein gebrochenes Weib, um da zu sterben.

Die dritte Familie ist das Ehepaar Schön mit ihrem Sohn. Verbunden in inniger Liebe, erziehen sie den Sohn aufs sorgfältigste. Sie finden sich mit dem von ihm gewählten Beruf des Priesters ab, trotzdem er ihnen eine herbe Enttäuschung ist. Das Höchste ist ihnen immer, ihn glücklich und als brauchbaren Menschen zu sehen.

Die Frauenfiguren sind sehr anschaulich dargestellt, wie sie schon in den Bauernstücken gewesen waren. Im Schalanterkreise sind ihrer drei: Barbara, die Mutter, Herwig, die Großmutter, und Pepi, die Tochter, welche alle dem Handwerkerstande angehören. Barbara ist ein unordentliches Weib, das nicht nur den Ruin des Mannes

verschuldet, sondern auch die Kinder durch schlechtes Beispiel und Charakterlosigkeit verdorben hat, überhaupt jeden, der mit ihr in Berührung kommt, zu verderben sucht, wobei sie ihre sittliche Verkommenheit hinter aufgeblasenem Stolz zu verbergen trachtet. Sie will sich einreden, daß sie grade so gut wie andere seien, daß ihre Tochter schöner und ihr Sohn gescheiter sei. Sie verkauft ihre Tochter um die Hausmiete und hetzt den Sohn zum Mord auf. Sie läßt beide nichts Ordentliches lernen; zur Ausführung feiner Arbeit fehlt ihnen das Geld, zur gewöhnlichen Arbeit dünken sich die Kinder zu gut. Nur diesen einen wirklich gänzlich verkommenen Charakter hat der Dichter in seinen Werken, einen Charakter, der noch einmal in der Skizze „Ein Wiedersehn" (A. H. 67) erscheint. Diese beiden Figuren zeigen keinen versöhnlichen Zug, wie er sich sonst doch bei den verkommensten Männercharakteren findet. Weil ihnen das sittliche Gefühl fehlt, sieht der Dichter keine Rettung für sie. Er glaubt, wie er im „Schandfleck" sagt: Weiber müssen besser sein wie die Männer, sonst taugen sie nichts (S. 16).

Nicht so verkommen ist die Tochter. Sie hat gesündigt in Unkenntnis, in eitler Liebe zum Putz, in Selbsttäuschung. Sie weiß, daß sie die Kraft zur Rettung nicht hat, doch ist ihr das Schamgefühl nicht gänzlich abhanden gekommen. Johann, ihr ehrlicher Bewerber fühlt ganz richtig, daß in anderer Umgebung etwas aus ihr hätte werden können.

Dies wäre der Fall gewesen, wenn die Großmutter, die alte Herwig, ihren Einfluß hätte geltend machen können. Wie ein Schutzgeist hatte sie über die Kinder gewacht und sie gepflegt, bis ihr das Bleiben unmöglich gemacht wurde, durch jene falsche Erziehung, die sie nicht mit ansehen konnte. Ihre Worte der Warnung wurden von den Eltern mit „hört nicht auf die Alte" zu nichte gemacht, und so konnte sie es nicht hindern, daß jede verderbliche Neigung, jeder ererbte Fehler bei den Kindern verstärkt wurde. Die Folge war, daß die Kinder die Eltern auf tiefste verachteten, wenn sie sich auch deren Einfluß nicht entziehen konnten. Für die Großmutter hegten sie ein Gefühl der ehrfürchtigen Liebe, als zu etwas Hohem und Gutem. Besonders schön zeigt sich dieses in der letzten Szene, als Martin auf dem Todeswege ist. Von den Eltern will er nichts wissen, denn sie sind schuld an seinem Verbrechen. Mit ganzer Seele sehnt

er sich aber nach der Versöhnung mit der Einen, die er am tiefsten gekränkt hat, die ihn aber trotzdem nicht verlassen wird. In rührender Weise ist er darauf bedacht, daß die Großmutter nicht seine Verzweiflung sehen soll. Und sie, obwohl ihr das Herz vor Weh bricht, gibt dem Verlorenen den letzten ermunternden Scheidegruß. Was es sie kostet, davon sieht er nichts. Die versöhnende Liebe des Weibes, schon vorgebildet in der Burgerlies, hat in dieser einfachen, rechtlichen Frau ihre schönste Verklärung gefunden. Ihr Name ist fast der Mädchenname der Mutter des Dichters. Die eigene Großmutter, aber noch mehr die eigene Mutter sind die Vorbilder dieser Figur. Gleichsam um den niederdrückenden Eindruck des Charakters der Barbara abzuschwächen, ist dieses herrliche Zeugnis der Mutterliebe und Frauentreue eingefügt.

In Frau Hutterer haben wir einen anderen verderblichen Charakter; sie ist nicht schlecht, sondern schwach. Es ist die Schwäche, wie sie sich in den höheren Kreisen findet, wo der Mann, an Bildung seiner Frau weit überlegen, ihr keine Verantwortung zumutet und sie in jeder Beziehung bevormundet. Vom gegenseitigen Vertrauen in der Ehe ist keine Rede. Frau Hutterer hätte nicht gewagt, den Vater über die Gefühle der Tochter aufzuklären oder ihm gar Vorwürfe zu machen wegen seiner keineswegs einwandfreien Lebensweise. Bei der Entdeckung des ungehörigen Bildes in den Händen des Vaters denkt sie nur daran, es der Tochter zu verheimlichen, an die eigene Schmach denkt sie nicht. Sie ist so verknöchert in der herkömmlichen Ansicht, daß vor allem das gute Ansehen gewahrt werden muß, daß jedes echte Gefühl des Rechtes und der Sittlichkeit erstickt worden ist. Unmündig und hilflos wurde sie verheiratet und blieb sie in der Ehe; deshalb kommt ihr auch niemals der Gedanke, die Tochter vor gleichem Lose zu schützen. Sie faßt alle Demütigungen als Schicksal auf, dem man weder entrinnen kann noch darf. Sorgfältig erzieht sie die Tochter in der Unwissenheit, wie es der gute Ton verlangt, und verkauft sie dann dem Meistbietenden. Doch ist ein großer Unterschied in der Auffassung der beiden Generationen. Wo die Mutter stillschweigend duldete, da findet die Tochter den Mut, die verhaßten Fesseln abzuschütteln.

Anspruchslos und unselbständig fügt sich Hedwig, als ihre wenig glänzende Verlobung unmöglich gemacht wird, und läßt sich sogar den vom Vater ausgesuchten Gatten aufdrängen. Aber ihr ganzes Wesen

empört sich gegen dessen rohen Charakter und niedrige Gesinnung. Alles Geld kann sie nicht über das Elend hinwegtäuschen, daß sie eine glückverheißende Verbindung hätte eingehen können, wenn sie den Mut gehabt, sich der Konvention, die die freie Ehe verurteilt, aber den Verkauf begünstigt, nicht zu fügen. Mit der Befolgung des väterlichen Gebots hat sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Glück ihres Kindes verscherzt. Aus diesem Grunde fühlt sie sich auch nicht bewogen, die Komödie der Ehe weiterzuspielen, nachdem der Mann sie um das Heiligste, das Mutterglück betrogen hat. Sie zerreißt das Band, das sie an den Elenden kettet, um Ruhe zu haben.

Das Gegenstück zu diesen verkehrten Müttern ist Frau Schön. Sie ist ein liebes, mildes, sorgsames Hausmütterchen, wie des Dichters Mutter es gewesen war. Herzliche Liebe verbindet sie mit dem Gatten und die Eltern mit dem Sohn. Sorgsam beachten sie gegenseitig die Eigenheiten. Vereint mit dem Gatten in tüchtiger Gesinnung, strebt sie nach dem Ziel, dem Sohn ein leichteres Los zu bereiten, als es ihnen beschieden war. Zu dem Zweck sparen und hungern sie. Als das Schicksal es so fügt, daß er einem anderen als dem gedachten Lebensplan folgt, sagt sie nur, was ihm ein ernstliches Opfer kostet, hätte ihnen keine Freude gemacht (93). Solch ein Heim mußte den Sohn zum Ehrenmanne machen.

Das „Vierte Gebot" ist vor allem ein Problemdrama. Die beiden Tendenzen, die dem Dichter die wichtigsten sind, werden beide ausführlich an drei verschiedenen Beispielen erläutert. Sie erstrecken sich auf eine Besserung der Ehe und damit eng verbunden eine rechte Erziehung der Kinder.

Die Ehe Hedwigs mit Stolzenthaler ist die verwerflichste von allen. Dem jungen Mann soll sie nur zur Besserungsanstalt dienen, während Hedwig dadurch standesgemäß und gut untergebracht werden soll. Sie hat ganz recht, wenn sie sich mit Pepi vergleicht und sich als Verkaufte ansieht. Die berechtigte Verbindung wäre die mit dem Musiklehrer gewesen. Aller Komfort, Rang und Reichtum kann sie nicht entschädigen für den Verlust des Glückes.

Wie im „ledigen Hof" besteht Anzengruber auf dem Rechte der Frau, vom Manne einen tadellosen Wandel verlangen zu dürfen, sowohl vor wie nach der Eheschließung. Mit einem konkreten Beispiel, dem Schicksal des Kindes, begründet er die Forderung.

Die Ehe Hutterers ist ebenfalls eine für die Entwickelung der Tochter ungünstige. Es fehlt die sittliche Grundlage. Der Mann ist lasterhaft und die Frau schwach. Sie begnügt sich damit, den Schein zu wahren. Gerade sie ist diejenige, die den verderblichsten Einfluß ausübt, da sie als Weib das Gefühl wahrer Tugend verloren hat.

Natürlich war weder Hutterer noch seine Frau geschaffen, ihrem Kinde eine sittliche Erziehung zu geben. Weil er vor ihr nicht hätte bestehen können, schüchtert er sie ein, daß sie nichts zu sagen wagte. Es ist selbstverständlich, daß er dem Schwiegersohn dieselben Freiheiten erlaubt, die er sich nimmt. Die Frauen sind so erzogen, daß sie wissen, daß es gegen den guten Ton verstößt, sich um auswärtige Verhältnisse zu kümmern.

Die Ehe der Schalanters ist eine zwischen gleich und gleich, aber dieses gleich ist das der Verkommenheit und Liederlichkeit. Bei den besten Anlagen hätte in solcher Umgebung nichts aus den Kindern werden können. Belastet mit dem Hang zum Leichtsinn, zur Liederlichkeit und zum Jähzorn müssen sie zu Grunde gehen.

In der Familie Schön stellt der Dichter die ideale Ehe und die ideale Kindererziehung dar. Beide Eltern, moralisch untadelhaft, geben dem Sohne ein Beispiel rechter Gesinnung, erziehen ihn in der größten Einfachheit und widmen ihr ganzes Leben nur seinem besten Fortkommen.

Anzengruber streift auch das Problem der Gefallenen. Er zeigt deutlich, daß er Mitleid mit ihr hat, aber an eine Rehabilitierung glaubt er nicht. Johann hätte Pepi vielleicht retten können, unglücklich wären aber beide geworden, denn ein ordentlicher Mann „kann darüber niemals hinweg", wie der Sekretär in „Maria Magdalene" sagt, und wie Anzengruber in der Skizze „Wie schad" es ausführt (A. H. 107).

---

13. S'Jungferngift.

Das Drama „Jungferngift", vom Jahre 1878, war ein Versuch, dem gutzahlenden Geschmack des Tages ein Stück zu liefern, da die ernsten keinen Anklang gefunden hatten. Daher sind die vielen possenhaften Züge eingefügt, die der Verfasser sonst vermieden hätte. Solcher Art ist die Rolle des Professors, mit der „editio princeps", der nur weitläufig mit der Haupthandlung verbunden ist. Diese ist die Heirat

der Bauerntochter Regerl, die dem armen Knecht Kaspar in herzlicher Liebe zugetan ist, aber doch gern den reichen Hof des einfältigen Simi erheiratet hätte.

Der Charakter der Regerl ist in seiner Unbeständigkeit reizend. Sie hat nichts von der Tüchtigkeit der Trutzigen, sie ist eher der Sephi in den „Kreuzelschreibern“ ähnlich. Hübsch, schalkhaft, kokett und lustig, gewinnt sie leicht den Kaspar und erhält ihn sich auch trotz ihrer Wankelmütigkeit. Ihrer reizenden Anmut wohl bewußt, macht es ihr Vergnügen, Kaspar zu quälen; dabei wäre es ihr aber nicht unlieb, den Hof für sich zu gewinnen, ohne doch den Kaspar zu verlieren. Kindlich egoistisch, aber schelmisch und reizend verlangt sie von ihm, daß er ihr den Reichtum gönnen solle, wenn er sie liebe. Die einfältige Fabel von der weißen Leber, die den Gatten töten würde, ist nicht zum entscheidenden Motiv gemacht worden. Regerl kann sich nicht entscheiden, den Kaspar aufzugeben, so findet sie den Ausweg, den Kaspar als Pfleger mitzunehmen. Simi ist einverstanden, wenn er die dumme Grete zur Gesellschaft haben kann. Der Vater hat ein Einsehen, er verheiratet die Tochter mit dem Besten, dem Kaspar.

Der wichtige Gedanke des Stückes ist, daß eine rechte Ehe zwischen gleich und gleich nicht nur gleiche Jugend heißt, sondern auch gleiche Klugheit und annähernd gleicher Verstand.

---

14. Die Trutzige.

Die Trutzige ist 1878 als Paraderolle für die Gallmeyer geschrieben worden, doch hat Anzengruber viel mehr als ein theatralisches Machwerk geliefert. Es ist das Charakterbild seiner Lieblingsfigur, die temperamentvolle, tüchtige Frau, die den Versuchungen des Lebens gewachsen, von der allein ein sittlicher Aufschwung zu erwarten ist.

Die Trutzige hat das ganze Dorf gegen sich. Weil ihr rechtschaffener Wandel den andern ein Vorwurf ist, möchte man sie gern schwach sehen, um sie zu demütigen. Der Wegmacher Martin, der reichste und angesehenste Bursche des Ortes, soll ihr Liebe heucheln und sie dem Spott der andern preisgeben. Da dieser sich um die Gastwirtstochter, das Gegenteil der Liesel, bewirbt, will er erst nicht. Doch die Liesel gefällt ihm, sie scheint ihm gut genug zum Spiel.

Er versucht, ihr den Hof zu machen, bekommt aber so launige, treffende Abweisungen, daß es ihn reizt, sie zu demütigen, denn er kann es nicht leugnen, die Liesel ist ihm überlegen. Er setzt sein ganzes Können ein und es wird ihm ernst mit dem, was er im Übermut begonnen hat. Was er in Hanni vergeblich gesucht, den rechtschaffenen, echt weiblichen Sinn, hier bei der Liesel findet er ihn. Bemerkenswert ist die Werbung. Als sie auf seine Liebesbeteuerungen nur launige Einwände hat, wendet er sich an andere Instinkte in ihr; sie soll ihm Gehilfin, Pflegerin der alten Eltern, überhaupt Hausnerin sein, und damit findet er bei ihr Gehör.

Liesel Hübner hat eine bittere Schule durchgemacht. Ganz jung verwaist, konnte sie sich das väterliche Haus nur erhalten durch saure Arbeit, durch ernste, rechtschaffne Pflichterfüllung. Dieses machte sie zum starken, ernsten Charakter, verhinderte sie aber, das Leben leicht zu nehmen. Doch die Gesellschaft, auch die eines Dorfes, erlaubt keine Ausnahmestellung, nur Mittelmäßigkeit bleibt im Frieden. Sie mußte ihre Sonderstellung durch Kampf verteidigen, und in kurzer Zeit trat das Herbe ihres Wesens allzusehr hervor. Die klugen, schlagfertigen, scherzenden Antworten waren oft bitter und verbargen die Weichheit ihres Wesens, die sie nur zu verwundbar machte.

Was bei andern Neckerei ist, ist ihr tiefer Ernst. Obwohl niemand so empfänglich ist wie sie gegen Freundlichkeiten, hat sie doch gelernt, daß Freundlichkeiten meistens selbstsüchtige Motive verbergen, besonders die der Burschen. Als daher Martin das kecke Spiel mit ihr beginnt, ist sie aufs tiefste gereizt. Die laxe Anschauung des Dorfes ist ihrem Wesen zuwider, aber noch mehr die Falschheit und Unwahrheit des Burschen, der das gewissenlose Spiel mit dem Herzen und der Ehre des Mädchens als sein Recht ansieht. Diese Mißachtung von Seiten des Mannes bewegt sie dermaßen, daß sie sich gibt, wie sie wirklich ist. Durch ihr Schelten verrät sie den tiefsittlichen Kern ihres Wesens, verrät aber auch die Neigung zum Burschen, von dem sie Besseres erwartet hat. Als daher der selbstbewußte Mann an das ebenbürtige Weib appelliert, gewinnt er sie leicht. Mit wunderbarem Anpassungsvermögen beginnt sie sich in die neuen Pflichten zu finden, ihr Wesen den neuen Verhältnissen gemäß umzuändern, sanft und nachgiebig zu werden, wie es der Frieden des Hauses verlangt.

Das Vorbild der Trutzigen, („die Zähmung der Widerspenstigen"), findet sich in der „Heiterethei" von Otto Ludwig, der sie schon durch das gleiche Milieu verwandt ist. Auch diese hat die spröde Jungfräulichkeit, worunter sich Hingabe und Weichheit verbirgt, auch sie führt die vorlauten Reden, die sich immer schlimmer anhören, als sie gemeint sind, sie hat aber auch die Demut des Weibes, das Respekt fordert, aber auch dem Manne die gebührende Ehre gewährt. Anzengrubers Trutzige ist warmherziger und nachgiebiger als die Ludwigs, wie auch Martin nicht an die Wildheit des Fritz heranreicht. Daß er die „Heiterethei" kannte, sieht man aus einem Briefe an Rosegger, in welchem er die Geschichte empfiehlt.[1]) Von einer wirklichen Beeinflussung kann bei der spröden Natur des Dichters wohl kaum die Rede sein, so wenig wie ein Herübernehmen der Auerbachschen Bauerncharaktere möglich war, trotzdem er ihn gut kannte und sehr verehrte. Der Einfluß ist eher eine Verstärkung des Ideals, das er sich schon früher seiner Weltanschauung gemäß ausgebildet hat.

Das Bild einer echten, rechten Frau, nach dem Ideal des Dichters, ist der Gedanke, der der Abfassung dieses Lustspiels zugrunde lag, das Bild der Frau, durch die die Welt wirklich vollkommener wird, denn sie hat den Mut und die Macht, ihre sittliche Anschauung durchzusetzen.

Hatte Anzengruber in den „Kreuzelschreibern" das Verhältnis der Geschlechter zueinander besprochen, so geht er hier einen Schritt weiter, um dann in „Brave Leut' vom Grund" das Thema ausführlich zu behandeln. In den „Kreuzelschreibern" maßten sich die Frauen Ungehöriges an, und es wurde ihnen verwiesen. In der „Trutzigen" glaubt Liesel sich selbst genügen zu können, aber sie erfährt, daß sie das Glück allein nicht finden kann; so fügt sie sich willig der Vereinigung, auch wenn sie ihre Eigenart opfern muß. Martin aber lernt das echte Weib kennen, das instinktiv die besten Triebe seiner Natur zur Entfaltung bringt. Sie leitet ihn, doch beherrscht sie ihn nicht. Wie Martin bei dem Mädchen männliche Überlegung erwartet, antwortet sie: „Bei uns Weibsleut' sich auswissen, wär' eh' leicht, wann mer uns nur bei uns selber auswußten, aber schier soll bei uns kein Besinnen sein, denn's Leben hat so mänigs mit uns vor, wozu mer sich mit einiger Überlegtheit nit

---

[1]) Briefe 1, S. 126.

verstund', und schon in der Schul' hab' ich kein Madl kennt, das nicht hätt a Bub' sein mög'n" (S. 291, 292). Dies ist des Dichters Erklärung, warum die Geschlechter verschieden sind und sein müssen. Wie für alles andere, so findet er auch hierfür eine Erklärung in der Natur selbst. Eine andere launige Erklärung hat sie, indem sie zeigt, wie das Weib, aus der Rippe Adams gemacht, nicht stärker ist als er (292).

Das charakterlose Wirtstöchterlein, das sich vor allem auf den eigenen Vorteil versteht und ohne Grundsatz heute diesem, morgen jenem schöntut, findet sich auch in der „Heiterethei" und früher schon in Auerbachs „Edelweiß". Sie dient hier als Gegensatz zur aufrichtigen, wahrheitsliebenden Liesel. Ihre Nachgiebigkeit vor der Hochzeit verspricht sich in Launenhaftigkeit und Tyrannei nach derselben zu verwandeln.

---

15. Alte Wiener.

Alte Wiener, 1878 geschrieben, ist wie das „Vierte Gebot" ein Milieustück aus den besseren Kreisen Wiens. Die gemütlichen Wiener, ihre materiellen Ideale und leichtfertigen Sitten werden gestraft, wenn auch in weniger eindringlicher Weise als im ersten Drama.

Nach einer langen Reihe von weiblichen Hauptfiguren erscheint hier einmal wieder ein männlicher Charakter als Held. Kernhofer, ein Wiener „Onkel Bräsig", ist, wie die meisten Originale Anzengrubers, ein alter Junggeselle. Er ist der Schutzgeist und der getreue Eckart seiner verheirateten Bekannten. Dem einen bewahrt er die Frau vor leichtsinnigen Liebeshändeln und die Tochter vor Selbstmord, dem Sohn des andern verhilft er zum Bewußtsein der Selbständigkeit und der Verantwortung. Vor diesem Charakter treten die Frauen so stark in den Hintergrund, daß sie fast nur Episodenfiguren sind mit Ausnahme eines Charakters, des Dienstmädchens, das lebhaftere Farben erhalten hat.

Die Stiefmutter in der Käsmeierschen Familie hat als armes Fabrikmädchen den älteren Mann geheiratet und sucht nun Vergnügen in einem leichtfertigen Verhältnis, während die unbehütete Tochter das Opfer des unselbständigen Freundes wird und sich in der Verzweiflung, als er es nicht wagt, für sie einzustehen, das Leben nehmen will.

Dieser Familie gegenüber halten sich Schmalhofers für sehr gebildet. Der Vater glaubt allerdings, wenn einer genug zu essen hat, brauche er keine Bildung, aber die Mutter und die Töchter schätzen die Bildung, die sie sich aus Zeitungen und Romanen angeeignet haben (S. 118—123, 202).

Bei mitleidigem Spott über die gerühmte Wiener Gemütlichkeit, die Anzengruber als Leichtsinn und Genußsucht verurteilt, will er doch das gute Herz der Wiener wahrhaben, zumal bei Kernhofer, und die Volkstüchtigkeit, wie er an der Sali zeigt.

Sali ist die Trutzige, wie sie in den unteren Kreisen Wiens zu finden ist. Ihr tüchtiger Kern zeigt sich in ihren rechtlichen Anschauungen und in ihren gewissenhaften Grundsätzen. Ihre Wiener Abkunft verrät sie in ihrem offenherzigen Geplauder, wie sie ihre Meinung äußert, — denn sie nimmt kein Blatt vor den Mund, zumal wenn sie „höflich" wird, — wie auch in dem Selbstbewußtsein, mit dem sie sich allen gegenüber behauptet. Am ähnlichsten ist sie der „Mali vom Grund". Wie dieser ist ihr die Sicherheit und Klugheit eigen, Menschen und Situationen richtig zu erfassen; wie diese hat sie das warme Gemüt, dabei den hellen Verstand und weiß sich den Liebhaber gut zu erziehen.

Der Ideengehalt des Stückes, soweit Frauen in Betracht kommen, ist das Unheil, das durch Mangel an rechter, häuslicher Erziehung verursacht wird. Anzengruber betont, daß dieses der Grund ist, warum Sophie auf Abwege gerät (S. 115). Auch bei Gustav hat es niemals an Essen und Trinken gefehlt, wohl aber an allem andern (S. 188). Romane und Zeitungen waren das einzige Bildungsmittel, das die Mutter den unbeschäftigten Kindern bot (S. 188).

---

16. Die umgekehrte Freit.

Dieses kleine Lustspiel wurde 1879 für eine Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten der Hinterbliebenen eines Künstlers geschrieben und zwar nach einem Bilde desselben, genannt „die stürmische Verlobung". Eine Frau ist mit ihrer Tochter bei einem reichen Bauern, um dessen Einwilligung zur Ehe des Sohnes mit ihrer Tochter zu erlangen. Der Vater ist sehr aufgebracht, weil er glaubt, er werde überrumpelt. Auf Bitten der Gattin, die ihn daran erinnert, daß auch sie arm gewesen sei, gibt er endlich seine Zustimmung.

Trotzdem das kleine Genrebild eine Gelegenheitsschöpfung war, haben doch die Charaktere individuelle, aus dem Gemüte des Dichters stammende Züge. Die Mutter vor allem ist gut gezeichnet. Sie ist eine furchtsame, gedrückte, durch Armut bescheiden gemachte Natur, die nur den einen Wunsch hat, das Glück der Tochter zu begründen. Nun erfährt sie von dem Verhältnis des Mädchens zum reichsten Burschen des Dorfes. Aus eigner Erfahrung kennt sie die Schwierigkeit einer Verbindung zwischen arm und reich. Sie hat keine solche Heirat gesucht, nun schwankt sie zwischen dem Stolz auf die Tochter und der Verzagtheit, zwischen Hoffnung und Glück und der Angst, daß es die Tochter nicht erreichen werde, zwischen Vertrauen auf die Rechtschaffenheit des Burschen und Zweifel an der Gutmütigkeit des Vaters. Wie sehr sie die Verbindung aber auch wünscht, nur der offne, grade Weg ist ihr der mögliche, deshalb geht sie zum Bauern selber. Unüberlegt und doch klug in ihrer rechtlichen Gesinnung, wagt sie das Unerhörte, bei dem Bauern um den Sohn anzuhalten. Sie hat keinen schlauüberlegten Plan, sie bittet nicht. Wie eine, die auf die ärgste Abweisung gefaßt ist, steht sie vor dem Bauern, der diesem geängstigten Weiblein gegenüber nur den Großmütigen spielen kann.

Anders die Tochter. Fröhlich und glücklich ist sie in ihrer Liebe zum Burschen. Er erscheint „ihr so groß, daß er den Hof völlig verdeckt". Sie muß ihn lieben, ob der Vater einwilligt oder nicht. Sie hat ihn nicht aufgesucht, sondern er sie, darum schämt sie sich namenlos, daß die Mutter gegen die Sitte zum Vater geht; sie fühlt sich durchaus in ihrem Rechte, denn sie lieben sich; sie sind jung und passen gut zueinander, so sind sie auch die Vernünftigen, wenn sie sich heiraten, denn es geht eigentlich nur sie etwas an. Es kränkt sie, daß der Bauer bei ihr Berechnung voraussetzt, darum geht sie lieber, ehe sie bettelt.

Die Bäuerin ist eine mütterliche, gutherzige Frau, die den Gatten besänftigt und umstimmt.

Der zugrundeliegende Gedanke des Einakters ist der des „Doppelselbstmords". Armut ist kein Hindernis einer glücklichen Ehe. Den materiellen Einwendungen der Eltern gegenüber haben die Kinder, die der Natur und dem gesunden Instinkte folgen, immer recht.

---

17. Aus'm g'wohnten G'leis.

Dieses Lustspiel ist wie der „Faustschlag" eine schwankhafte Schilderung mittlerer Wiener Kreise. Der Held, ein Beamter des Bureaus, ist dermaßen Gewohnheitsmensch geworden, daß ihn nichts, auch nicht eine namhafte Erbschaft, aus dem Alltagsleben verdrängen kann, denn es ist das einzige Dasein, worin er sich glücklich fühlt.

Die Frauencharaktere sind unbedeutend, nur einige Typen werden namhaft gemacht und deren Schwächen angegeben. Die Zimmervermieterin mit Tochter, die sie vorteilhaft zu verheiraten sucht, spielt eine Rolle, ebenso die Frau, die jeden Junggesellen glücklich machen möchte. Das Possenhafte überwiegt aber so sehr, daß das Stück nicht ernst zu nehmen ist.

---

18. Brave Leut' vom Grund.

Im Jahre 1880 schrieb Anzengruber dieses Stück. Es war ein Versuch, ein Paradestück für die Geistinger zu liefern; weil zu der Zeit aber ein ähnliches in drei Bildern spielendes Stück von einer französischen Schauspielerin gegeben wurde, lehnte sie es ab. Herausgegeben wurde es erst viel später aus dem Nachlaß. Wieder ist die dramatische Einheit der Tendenz zuliebe ganz außer acht gelassen, ist doch die Zeit auf ein halbes Menschenalter ausgedehnt. Amalie Mittler ist im ersten Akt ein junges Mädchen, im zweiten junge Frau, im dritten Mutter einer erwachsenen Tochter: ein wackerer Mustercharakter in den drei Verhältnissen des Lebens als Braut, Frau und Mutter. Die Handschrift führt sogar den Untertitel „gesunde Herzen". Friedmann[1]) vergleicht das Stück mit Molieres und Goldonis Dramen in Bezug auf die vorzügliche Wiedergabe der Wirklichkeit, in der optimistischen Lebensanschauung und der Betonung des gesunden Menschenverstandes und der klugen Rechtschaffenheit.

Amalie lebt bei dem Bruder und weist einen Freier nach dem andern ab, weil keiner ihren moralischen Ansprüchen genügt. Endlich kommt der Jugendgespiele, den sie als gutherzigen Knaben gekannt hat, zurück. Nach der Art der jungen Leute nimmt er es mit der Arbeit nicht genau, sondern will vor allem das Leben recht genießen. Als

---

[1]) Friedmann, S. 118.

er sich um sie bewirbt, verlangt sie kurz und bündig von ihm, daß er seine Genossen aufgebe, daß er ein ordentlicher Mensch werde, ehe sie irgend etwas mit ihm zu tun habe. Er fügt sich ihren Vorschriften, weil er fühlt, daß sie will, was er im Grunde seines Herzens selbst wünscht.

Ein Jahr später leben sie in glücklicher Ehe und vollstem gegenseitigem Vertrauen, als er von den alten Freunden aufgestachelt wird, der Frau den Herrn zu zeigen. Mali fügt sich ohne Widerrede. Als er spät nach Hause kommt, empfängt sie ihn freundlich und denkt nicht daran, ihm Vorwürfe zu machen. Andererseits verlangt sie von ihm dieselbe Rücksichtnahme, daß er sie eigene Wege gehen läßt, damit er sie nicht etwa mit den Frauenzimmern, mit denen er in Berührung gekommen ist, verwechsele.

Im dritten Teil hat Mali die junge Tochter vor einem Jüngling zu schützen, der ihr glühende Liebesbriefe schreibt und sie zum Stelldichein einladet. Wieder hat sie weder Moralpredigten noch Vorwürfe für die Tochter. Sie erlaubt ihr zum Stelldichein zu gehen, kommt mit dem Vater, scheinbar um den jungen Leuten den Segen zu geben, in Wirklichkeit, um die wahren Motive des Burschen zu enthüllen und die Tochter vor Leichtsinn zu bewahren.

Amalie Mittler ist eine liebenswürdige Wiener Trutzige aus den mittleren Kreisen, weder reich noch arm, hat die vernünftige Bildung ihres Standes, dabei einen hellen Verstand und das Herz auf dem rechten Fleck. Sie hat die lebensfrische Anmut der Horlacherlies, dazu die liebenswürdige Schalkhaftigkeit und neckische Grazie der Wienerin, auch die Entschiedenheit und das Selbstbewußtsein mangelt ihr nicht. Mit schlagfertigem Witz hält sie sich die zudringlichen Bewerber fern. Besonders stark ist bei ihr der Familiensinn entwickelt. Anzengruber denkt sich die Frau hauptsächlich als typisches Geschlechtswesen, daher nur als Mutter und Gattin. Amalie Mittler ist solch ein typisches Weib. Der Natur näher verwandt, gehorcht sie dem Instinkte viel sicherer als der Mann. Sie vor allem vertritt das Recht der Familie, instinktiv sucht und verlangt sie nur das Beste für dieselbe. Auf der wichtigsten und sichersten Grundlage, der sittlichen, sucht sie den Gleichgesinnten. Sie ist weder berechnend noch kalt, im Gegenteil, das sinnlich leicht erregte Blut läßt sich nur durch das starke Gefühl für das Recht zügeln. Ganz natürlich sucht sie die Ehe, aber

nicht die Heirat ist ihr die Hauptsache, sondern das Glück, das sie davon erwartet: ein wirkliches Zusammenleben mit dem Gleichgesinnten. Darum hält sie sich die Gewöhnlichen fern, darum ist sie so wählerisch, daß nur Mittler, dessen guten Kern sie längst erkannt hat, ihr genügt. Doch auch er muß sich erst ihres Vertrauens würdig zeigen, ehe sie ihm ihr Jawort gibt.

Hat sie gesorgt, ehe sie die Ehe eingegangen ist, so wacht sie mit gleicher Sorgfalt über ihr Eheglück. Es liegt ihr nichts an der Herrschaft in der Ehe. Mag Lorenz immerhin den Herrn spielen, sie wird ihm nicht widersprechen, besonders nicht vor Fremden. Sie gönnt ihm alle Freuden, die er findet, denn sie kann ihm uneingeschränkt vertrauen, daß er an nichts Gefallen findet, was seiner nicht würdig ist. Nichts Kleinliches liegt in dem Charakter der Amalie. Fest ist ihr Sinn auf das Ideal einer innigen Gemeinschaft gerichtet, so daß alles andere daneben unwichtig erscheint. Der Gedanke, ihn zu demütigen, selbst wenn sie könnte, kommt ihr nicht, aber ebensowenig würde sie sich ihm gegenüber etwas vergeben; achtet sie sich doch eben so hoch wie ihn. Willig fügt sie sich seinen Anordnungen, solange es sich um unwichtige Sachen handelt, doch muß er sich ihrer Einsicht fügen, wenn sie in Hinsicht auf die Sittlichkeit recht hat. Auch dann spielt sie nicht die Rolle der Ueberlegenen, es kommt ihr vielleicht gar nicht zum Bewußtsein, warum sie so handelt; doch fühlt sie ganz klar, daß es so sein muß, weil es das Rechte ist. Ihr Glück ist ihr viel zu wichtig, als daß sie abwägt, was sie dem Manne schuldig ist oder was er ihr zu verdanken hat.

Die andern Frauen des Stückes sind zu unwichtig, um als Charaktere angeführt zu werden, sie werden mit den Tendenzen, die sie veranschaulichen, namhaft gemacht werden.

Das **Problem der Ehe** hat Anzengruber hier am ausführlichsten und endgültig behandelt. Die echte Ehe ist ihm ein stetiges Geben und Nehmen, ein sich gegenseitiges Stützen und Helfen. Weder der Mann noch die Frau ist vollgültig außer der Ehe, das zeigt Anzengruber dadurch, daß seine Einsamen alle interessant, aber doch nicht eigentlich ganze, lebensfähige Menschen sind, die Einsame aber seiner Auffassung nach nicht in Betracht kommt. Hat die Frau das Uebergewicht in der Familie, so muß ihr doch liebevolle Hingabe und taktvolles Benehmen zu sehr in der Natur liegen, als daß sie sich zur Herrscherin erhebt: Hüterin des häuslichen Glückes zu sein, ist ihre Bestimmung. Eine solche Ehe ist die Ehe Mittlers.

Da das Stück Tendenzdrama ist, zeigt Anzengruber an verschiedenen andern Paaren, wie die Ehe nicht sein soll. Das Gegenteil der idealen Ehe Amaliens ist die erste wie auch die zweite Ehe der Frau Wächter-Ducker. Die Namen charakterisieren die Ehemänner. Frau Ducker beschreibt diese Ehen in der folgenden Weise: „In der Ehe kann immer nur ein Teil auf Kosten des anderen zufrieden sein. Eins muß herrschen und das andere kuschen" (S. 58). In der ersten Ehe mußte sich die Frau kuschen, während der Mann der Wächter und der Tyrann war, der es sich zur Aufgabe machte, die Frau zum Gehorsam zu erziehen, und doch immerfort fürchten mußte, daß sie Unrecht tue, sobald er sie nicht unter Augen hatte. Sie war willig, ihm die schwere Reisetasche zu tragen und allen Launen nachzugeben, solange sie dazu gezwungen wurde. In der zweiten Ehe mit Ducker wird sie die Tyrannin. Jedes Vergnügen, auch das unschuldigste, wie das Rauchen, wird ihm untersagt; sie hält ihm fortwährend Moralpredigten, die er geduldig anhört, um dann heimlich sehr zweifelhaftem Vergnügen nachzugehen, wozu er durch das Fenster entweichen muß. Auch nicht das geringste Vertrauen waltet zwischen ihnen; ihre Freude besteht darin, ihn zu quälen, seine, sie zu ärgern.

Auch die Ehe Kathis, der Magd, ist ein Unglück gewesen. Durch immerwährende Vorwürfe hat sie es soweit gebracht, daß ihr Mann erst nach Hause kommt, wenn sie fortgeht; sie tut alles, was sie kann, ihn in seiner Liederlichkeit zu bestärken.

Ein weiteres Gegenstück zur Mittlerschen Ehe ist die wilde Ehe Rosas und Kranzbergers. Sie haben beide geglaubt, um wahrhaft glücklich zu werden, sei es vor allem wichtig, daß jeder frei und unabhängig vom andern bleibe und sich keinem Zwange füge. Ohne jeglichen Halt sanken sie immer tiefer, gesellschaftlich und moralisch; sie verloren jegliche Selbstachtung, nur das gemeinsame Unglück verbindet sie noch äußerlich.

Alle diese Ehen sind extreme, es fehlt ihnen das Gleichgewicht. Nur die Ehe Mittlers — der Name ist wieder symbolisch gedacht — hält das rechte Maß in der Beschränkung wie in der Freiheit, in den Pflichten wie in den Vergnügungen. Gerade hierin erinnert das Stück an Molieres „Les femmes savantes", denn Maßhalten und der gesunde Menschenverstand sind der Grundton in der Ehe und in der Erziehung der Tochter. Anzengruber unterscheidet sich von dem französischen Dichter dadurch, daß bei ihm das warme Gemüt das Ausschlaggebende ist, nicht der Verstand, daher heißt es auch „Gesunde Herzen".

19. Heimgefunden.

War „Brave Leut' vom Grund" eine Verherrlichung der Frau als Gattin, so ist das nächste Stück, 1885 geschrieben, welches den Titel „Heimgefunden" trägt, ein Drama zur Verherrlichung der Frau als Mutter. Die Mutter tritt soweit in den Vordergrund, daß die andern Personen viel von ihrer Eigenart einbüßen, besonders die Schwiegertochter und die Enkelin.

Frau Hammer hat zwei Söhne, einen, der über den Stand erzogen ist, und der in der Gesellschaft, in die er durch eine vorteilhafte Heirat eingetreten ist, die Heimat vollständig vergessen hat, weil er sich der niedrigen Herkunft schämt. Der andere, für den die Mittel zum Studium nicht vorhanden waren, ist Handwerker geworden und die Stütze der alten Mutter. Er ist ein Original wie Kernhofer, mit weichem Herzen und treuer Gesinnung. Er kommt nie dazu, an sich zu denken, und erntet für seine uneigennützigsten Taten doch nur Undank.

Als der Ältere vor dem Bankrott steht, will er in der Verzweiflung seinem Leben ein Ende machen. So findet ihn Thomas, der jüngere Bruder, und beredet ihn, zur Mutter seine Zuflucht zu nehmen. Frau Hammer empfängt ihn mit einer entgegenkommenden Liebe, deren nur eine Mutter fähig ist. Thomas macht sich auf, auch die Frau und die Tochter des Bruders zu holen, um so vereint ein neues, arbeitsreiches, doch glückliches Leben zu führen.

Von allen Dramen hat keines so viele Züge aus dem Leben des Dichters wie dieses. Daß die Mutter das Original zu Frau Hammer ist, ist kaum zu bezweifeln, schon äußerliche Züge stimmen überein. Sie wurde Witwe, ehe der Sohn erzogen war, und kannte aus eigener Erfahrung den Kampf und die Sorge für seine Erziehung. Das Thema, daß Mutterliebe verläßlicher ist als Gattenliebe, kam ihm gerade in diesen Jahren zum Bewußtsein. Kleine Bemerkungen im Stück über die Gereiztheit und Rücksichtslosigkeit des Gatten, dann wieder die Sorge Hammers, das Geldelend vor der Frau zu verbergen, Klagen über Nerven, Launen und Krämpfe der Frau, die auftauchende Frage der Möglichkeit der Scheidung seiner langjährigen Ehe, die Überlegung, daß man Rücksicht auf das Kind nehmen müsse, alles dies deutet die Gedanken an, mit denen sich der Dichter in diesen Jahren beschäftigte.

Grade der Charakter der Mutter wirkt so überzeugend durch die Fülle der realistischen, aus dem Leben gegriffenen Züge. Ihr Verhalten den beiden Söhnen gegenüber hat etwas Zwiespältiges. Das kommt daher, daß beide Rollen aus des Dichters eigenen Erfahrungen geschöpft sind. Er hatte unzertrennlich mit der Mutter gelebt, kannte am besten die liebevolle Hingabe, den uneigennützigen Stolz auf den Sohn, die ganze Nachsicht und alle die Züge, die er nun Frau Hammer in ihrem Verhalten dem ältesten Sohne gegenüber mitgab; er kannte aber auch die häuslichen Sorgen, das Ueberwachtsein und das Gefühl der Unbeholfenheit des Thomas.

Frau Hammer verkörpert die unwandelbar treue mütterliche Liebe. Ihr älterer Sohn ist ihr Lieblingskind, als sie mühsam sein Brot erarbeiten muß; er ist es, auch nachdem er sie verlassen hat und ihrer in seinem Glücke nicht mehr gedenkt. Sie findet tausend Entschuldigungen für sein liebloses Benehmen, in Gedanken ist sie stets bei ihm und zehrt von seinem Wohlergehen, und als er arm und bedürftig ist, hat sie kein Wort des Vorwurfs für ihn, sondern nur Worte der Hoffnung und der Zuversicht. Darum sagt auch Thomas von ihr: „Wenn dich auch Weib und Kind verlassen, so bedenk, daß es noch wen auf der Welt gibt, der ältere und mindestens eben so große Rechte auf dich hat" (275). „Komm' mit zur Mutter! der bist und bleibst ihr Bub', von ihr brauchst . . . kein Vertrauen zu erbetteln, sondern mußt froh sein, wann d' nur zum Teil das rechtfertigst, was sie heut' noch felsenfest in dich setzt". . . . „Sie mag dir entfremdet sein, du ihr nit. Das bringen Kinder bei Müttern, wie die unsere is, gar nit fertig. Von unserem ersten Atemzug bis zu ihrem letzten füllen wir ihnen oft 's Herz mit Kummer und Sorg', und doch behalten sie noch allweil ein Platzerl frei, in das sie uns eigene Trübsal und Not ausschütten lassen, daß s' uns alleinig nit allzu beschwert" (S. 276). In ihrem felsenfesten Vertrauen ist sie auch gewiß, daß ihn die Gattin nicht verlassen wird. Ihr Vertrauen auf ihn gibt ihm den Mut, seine Existenz in der gesunderen Atmosphäre des Bürgertums, wo gesellschaftliche Lüge und Falschheit nicht zu finden ist, neu zu gründen.

Im Verhältnis zu Thomas lernen wir sie von einer andern Seite kennen. Thomas ist ihr noch immer das Kind, das er als Knabe gewesen ist. Ihre Liebe zu ihm äußert sich in der ängstlichen

Sorge, darin, daß sie ihn behüten zu müssen vermeint. Diese ängstliche Liebe findet sich oft in den Aufzeichnungen des Dichters über die Wanderjahre angedeutet.

Hatte er die Mutter wie den Bruder nach dem Leben gezeichnet, so sind die beiden andern Frauen, die Gattin und die Tochter, da es ihm für sie an geeigneten Vorbildern fehlte, schemenhaft geblieben. Beide sind anspruchsvoll erzogen, nicht zu Hause, sondern in der Fremde. Beide sind zu Hause in der Gesellschaft, und der Gatte nimmt an, daß sie sich auch nur da wohlfühlen können. Er hat in den Jahren des Glückes weder die Frau noch die Tochter kennen gelernt. Die Tochter zeigt noch individuellere Züge. Sie interessiert sich für den Vater, und die Mutter möchte sie kennen lernen und verteidigt den Vater, wo er angegriffen wird. Den neuen Verhältnissen gewinnt sie einen gewissen Reiz ab, kann auch originelle Ideen dem Geschäfte beisteuern. Die Frau ist so sehr mit dem Gedanken, wie sehr der Gatte sie beleidigt hat, beschäftigt, daß ihr die Lage gar nicht zum Bewußtsein kommt.

Diese beiden Charaktere dienen eigentlich nur zur Gesellschaftskritik. Anzengruber stellt das oberflächliche gesellschaftliche Treiben der zufriedenen, arbeitsreichen Existenz der mittleren Klasse gegenüber. Er tadelt die falsche Kindererziehung, die die Kinder fern von den Eltern aufwachsen läßt. Er tadelt weiter das Hofmachen, die leere Schmeichelei der höheren Kreise, sowie die sinnlose Beschäftigung der Damen der Welt, die für die Sorgen des Mannes weder Zeit noch Gedanken haben, sondern nur für Putz und Form. In ernsten Zeiten erweisen sie sich als vollständig hilflos und sind dem Manne nur eine Last und ein Hindernis, aber kein Trost und keine Stütze.

Ganz aus dem Leben gegriffen ist die Gestalt der Frau Xandl, der Berufsgenossin des Thomas, die die guten Seiten desselben längst erkannt hat und ihm sehr energisch entgegenkommt. Sie fühlt sich wohl befähigt, die Tyrannei der Mutter zu seinem Besten fortzusetzen. Die Szene bei der Mutter erinnert an eine in den Fragmenten seines Tagebuches, wo er von einer älteren Schauspielerin besucht wurde und wo die Mutter eingriff[1]).

Außer dem Problem des Dramas, der schönen Verherrlichung der Mutterliebe, sind andere Fragen kurz berührt. Wie schon oben

[1]) Werke I, LXVIII.

gesagt, ist die Frage der Erziehung gestreift, auch die Idee von einer Ehe zwischen einer älteren Frau mit einem bedeutend jüngeren Manne. Er protestiert gegen eine solche Vereinigung, hier nur kurz, in der Erzählung „eine Polizze" ausführlicher (4, 264).

---

20. Stahl und Stein.

„Stahl und Stein" ist die stark veränderte dramatische Bearbeitung der Erzählung „der Einsam", welche im Jahre 1885 herausgegeben wurde. Obwohl das Hauptproblem in der Erzählung viel tragischer wirkt, — denn der Einsam ist da der Sohn eines Pfarrers, der ihn niemals anerkennen kann, nicht der eines Bürgermeisters, — ist doch das Drama ergiebiger, was Frauencharaktere anbetrifft. Cenzi bleibt in der Geschichte ganz im Hintergrund, Pauli kommt gar nicht darin vor.

Wie der „G'wissenswurm" und der „Schandfleck", so behandelt dies Drama das Problem des Sündkindes. In jenen Behandlungen wird der Schwerpunkt auf die Frage der Erziehung gelegt, in diesem auf die ererbten Eigenschaften, den Jähzorn und die Unbeugsamkeit, die das tragische Ende unabwendbar herbeiführen. Es stehen sich zwei gleiche Charaktere, Vater und Sohn, schroff gegenüber. Der Sohn ist durch ein Verbrechen ein Gesetzloser geworden, der Vater ist der Hüter des Gesetzes und muß dessen Ausführung erzwingen, wenn auch dadurch, daß er den Sohn töten läßt. Erst bei dem Tode desselben erkennt der Vater den langgesuchten Sohn.

Zwei Frauencharaktere kommen im Drama vor. Pauli, die Blutsverwandte des Einsam, hat dieselben Eigenschaften wie er, sie dient ihm zur Folie, während Cenzi wieder das Gegenteil der Pauli ist.

Pauli Eisner ist eine vom Schicksal geknechtete Trutzige. Als Erbin des Hofes erzogen, wird sie vom Onkel des Gutes und noch dazu des eigenen Erbteils beraubt. In eigenmächtiger und grausamer Weise verlobt er sie gegen ihren Willen seinem ältesten, leichtfertigen Sohne. Als dieser ein schmähliches Ende gefunden hat, wird sie dem zweiten, ebenso verkommenen Erben zugesprochen und endlich sogar dem dritten. Getäuscht, übervorteilt, verachtet, zur Sache erniedrigt, zum verhaßten Bunde gezwungen, hat sie in ihrem Herzen das Gefühl des Hasses und der Rache dermaßen genährt, daß sie nichts anderes fühlen und denken kann. Auch ihr Verhältnis zum Einsam

gründet sich auf diesen Haß gegen den Oheim. Ihr einziger Wunsch ist, auch den vierten Sohn, den der Vater zu finden hofft, tot vor sich zu sehen. Anzengruber motiviert und entschuldigt diesen Haß. Als der Einsam ihr vorwirft, daß ihre haßerfüllte Gesinnung unweiblich sei, antwortet sie, daß sie sich nur auf diese Weise wehren könne, daß man es sie zu sehr spüren ließe, daß sie ein Weib sei. Die Unterdrückung ihrer Seele durch den Raub ihrer Selbstbestimmung ist das bitterste Unrecht, das ihr zugefügt werden konnte.

Hat das Gefühl des Hasses gegen den gemeinsamen Unterdrücker Pauli zum Einsam gezogen, so verwandelt sich dieses Mitleid bald in Liebe. Sie will ihm sein, wie er sie haben will, Freundin, Schwester, Gattin. Alle Weichheit, deren sie fähig ist, nachdem das Schicksal dieses Gefühl in ihr unterdrückt hat, wendet sie an ihn. Doch er, der Mann, zerbricht unter dem Schicksal, wie Flori im „Schandfleck", während das Weib es überlebt.

Hat Pauli zu viel nachgedacht und ihr Leid in sich begraben, bis es ihre ganze Natur verbittert hat, so ist die Cenzi nichts weniger als nachdenklich. Heiraten kann sie Tomerl nicht, denn er ist noch nicht militärfrei, und arm sind sie auch. Das hindert sie indes nicht, jede glückliche, wenn auch noch so flüchtige Minute miteinander aufs höchste zu genießen. „Wann mir viere, wie mer da z'samm'gehören, wieder bei'nand' sitzen, moan ich frei, es fahlet schon gar nix mehr" (S. 146), sagt sie von ihrem unsichern Leben, wo sie nichts hat als das feste Vertrauen in ihres Tomerl Liebe und Güte. Dieser glückliche Leichtsinn hilft ihr über alle Stunden der Sorge, des einsamen Wartens auf seine Rückkehr, der Mühe und Arbeit hinweg. Die treue Liebe zueinander und zu den Kindern entschädigt sie für alles andere.

Der Tendenz nach gehört „Stahl und Stein" zu dem „vierten Gebot". Mit ernster Eindringlichkeit betont der Dichter die Verantwortlichkeit der Eltern, hier der Eltern des Sündkindes. Sie verschulden das Unglück eines Wesens, dadurch daß sie sich der Verantwortung für ihren Leichtsinn entziehen, besonders die Mutter, die das Kind in der Lüge aufwachsen läßt, die sein Leben vergiftet. Dagegen ist die wilde Ehe des Tomerl, die auf Liebe und Vertrauen gegründet ist, in Zucht und Ehrbarkeit besteht, wenn auch gegen das Gebot der Konvention, eine Quelle reinsten Glücks, denn sie erfüllt alle Bedingungen einer wahren Ehe.

21. Der Fleck auf der Ehr'.

Das letzte Drama Anzengrubers, das kurz vor seinem Tode, 1889, geschrieben wurde, ist ebenfalls eine dramatisierte Erzählung. Dies Volksstück unterscheidet sich von seiner Vorlage, der Geschichte „Wissen macht Herzweh" nur durch den versöhnlichen Schluß. Das Problem ist das der Sträflinge. Franz'l, die unschuldigerweise angeklagt und verurteilt worden ist, hat die Strafe abgebüßt, ehe ihre Unschuld entdeckt wurde. Sie verheimlicht die Sache dem Gatten, als sie sich später verheiratet. Als dieser davon durch seinen Onkel erfährt, fürchtet sie sich vor den Folgen und begeht Selbstmord. Im Drama, wo der versöhnliche Schluß erwünscht war, begegnet ihr auf dem Wege zum Wasser der Leichenzug der Frau, die sie angeklagt hat. Durch den Pfarrer, der ihre Beichte gehört hat, kann die Tote der Unschuldigen die Ehre wiederherstellen.

Friedmann [1]) hält den Schluß des Dramas für das Richtige, während R. M. Meyer sich zugunsten des tragischen Ausgangs erklärt [2]). Der Schluß des Dramas ist nur ein angehefteter, dem Charakter und der Handlung nicht entsprechender.

Der Charakter der Franzl gehört zu den lieblichsten und einheitlichsten. Ein herzgewinnendes, kindliches Gemüt, heiter und immer lustig, einschmeichelnd und anschmiegend, ist sie ganz Kind in ihrem unüberlegten, impulsiven Handeln. Jeder Moment hat für sie ein eigenes Gesicht, sie ist ausgelassen lustig, ohne daß Voraufgegangenes sie störte, oder hoffnungslos unglücklich, weil sie alles andere vergessen hat, außer das gegenwärtige Unglück. Sie erinnert in mancher Hinsicht an Ibsens Nora.

So muß sie sich vor dem Untersuchungsrichter gezeigt haben. Widerstandslos hat sie gleich alles verloren gegeben, wehrlos hat sie erduldet, was sie nicht ändern konnte. Doch kaum befreit, scheint ihr der Gedanke an alles Erduldete in weite Ferne gerückt zu sein. Ausgelassen, im Gefühle der Freiheit, singt und tanzt sie der Heimat entgegen. So im Hochgefühl des Glücks, durch keine Erinnerung getrübt, gewinnt sie das Herz des schwerfälligen, pedantischen Philipp, aber auch den reichen Oheim desselben.

---

[1]) Friedmann, S. 128.
[2]) R. M. Meyer II, 151.

Wie eine Libelle umgaukelt sie die ernsten Männer, denen sie den Frühling, alles Schöne und Liebliche, das Glück und die Freude verkörpert. Doch auch Fernerstehenden zaubert sie Wohlgefallen und Heiterkeit herbei, keiner kann ihrem Reiz widerstehen, auch nicht der unverbesserliche Stromer, Hubmayer, wieder ein eigenartiger Männercharakter Anzengrubers.

Nirgends ist dem Dichter solch ein echter Charakter wie die Franzl, solch ein Naturprodukt gelungen, nur die Sternsteinhofbäuerin ist ebenso konsequent und einheitlich. Grade in dem Unbedacht und dem Leichtsinn liegt der Reiz, aber auch das Verhängnis der Franzl. Man kann von ihr nicht Überlegung und sorgfältiges Planen verlangen. Sie ist viel zu fein, zu zerbrechlich für ihre Umgebung. Daß sie jeder Empfindung nachgibt, darin liegt das Bezaubernde ihres Wesens. Das tragische Ende ist daher der folgerichtige Schluß, es ist die Folge der Angst, der Ratlosigkeit, der Verzweiflung, als sie sieht, wie der Gatte und der Oheim die Nachricht von ihrem Unglück aufnehmen.

Der Ideengehalt des Stückes liegt in der Handlung. Wieder wendet sich der Dichter anklagend gegen die Gesellschaft, die zugibt, daß ein Mädchen verdächtigt wird, weil kein anderer Anhaltspunkt zu finden ist. Besonders scharf wird die Gesellschaftsdame kritisiert. Nicht allein ist ihre Gedankenlosigkeit daran Schuld, daß mehrere Menschenleben unglücklich werden, sie fühlt auch gar nicht die Verantwortung, begangenes Unrecht gut zu machen, weil es ihr Unannehmlichkeiten verursachen möchte. Überhaupt liegt dem Dichter am Herzen, für die Sträflinge ein Wort einzulegen. Auch Hubmayer ist ihm der Achtung wert. Er zeigt sich menschlicher und gerechter als die in sittlichen Ideen verknöcherten Bauern und die konventionelle Stadtdame.

Drittes Kapitel.

Die Frauencharaktere und Frauenprobleme in den Romanen, Erzählungen, Skizzen und Märchen.

1. Der Schandfleck.

Anzengruber sah sich gezwungen, wegen der ungünstigen Theaterverhältnisse in Wien sowie auch der schlechten Aufnahme der Stücke wegen das Drama aufzugeben und sich dem Roman zuzuwenden. Er schrieb in den letzten zehn Jahren nur drei Dramen. Seine Erzählungen waren fast alle für Zeitschriften und Kalender bestimmt. Lange Romane schrieb er nur zwei, den „Schandfleck", 1876, der 1881—1882 umgearbeitet wurde, und den „Sternsteinhof" 1884.

Besonders interessant sind die Romane dadurch, daß sie beide die Entwicklungsgeschichte ungewöhnlicher Frauencharaktere bieten. Beide sind dem Dorfleben entnommen, beide gehören zu den besten Werken des Dichters.

Magdalena Reindorfer, der Schandfleck, ist die Tochter der Reindorferin und des Müllersohns. Um Aufsehen zu vermeiden, hat der alte Reindorfer sie als Kind anerkannt. Sein Gerechtigkeitssinn verhindert sogar, daß die Mutter sie ins Kloster schickt, um es aus dem Wege zu räumen. In dem Charakter des Reindorfer hat Anzengruber einen bedeutenden Mann gezeichnet, einen aufgeklärten, echt menschlich handelnden Einsamen, der, obwohl er eine Familie hat, seine tiefen Gedanken, die auch er aus der Natur schöpft, für sich behält, bis er in Leni eine willige Schülerin findet. Er ist es auch, der die Erziehung der Kleinen übernimmt, da sie die Mutter nicht lieb gewinnen kann. Als sie erwachsen ist, verlobt sie sich mit Flori,

dem Sohn des Müllers, des eigenen Vaters. Reindorfer sieht sich genötigt, den unnatürlichen Bund zu verhindern, und auf Verlangen der Tochter klärt er sie über das Verwandtschaftsverhältnis auf. Flori ist ganz umgewandelt. Er ergibt sich dem wilden Leben, um zu vergessen, und findet den Tod, als er einem Raufbold das unsaubere Handwerk legt.

Magdalene ist tief erschüttert. Sie verläßt die Heimat, auf die sie kein Recht hat, um sich in der Stadt einen Dienst zu suchen. Auf dem Wege dahin trifft sie auf der Eisenbahn einen Bauern, der sie mitnimmt als Pflegerin für die kranke Enkelin. Bei dem Grashofbauern gewinnt sie neben der Liebe des Kindes des Bauern ganzes Vertrauen, so daß sie später Grashofbäuerin wird. Reindorfer kommt eines Tages, von den eigenen Kindern verstoßen, arm und müde bei ihr an und stirbt bei ihr, umgeben von ihrer Liebe.

Magdalene Reindorfer ist eine der sinnigsten Gestalten Anzengrubers, die einzige, die etwas von Anna Birkmeiers idealer Gesinnung hat. Sie ist den Trutzigen ähnlich in der Festigkeit des Charakters, ist aber viel feiner organisiert, zurückhaltender, weniger impulsiv. Die Lieblichkeit ihres Wesens macht sie zur weiblichsten Erscheinung des Dichters. Mit ihren blonden Locken und dunkelbraunen Augen, die so ernst und klug in die Welt schauen, kann sie nicht leicht übersehen werden. Schon als Kind ist ihr das gedankenreiche Wesen eigen. Sie ist, viel jünger als die andern Geschwister, der Mutter eine unliebsame Erinnerung, so hat sie niemand als ihren Hund. So einsam und verlassen erregt sie das Mitleid des Bauern, besonders wenn er sieht, wie ihre zarte Natur unter dem rauhen Wesen der andern Menschen leidet. Er nimmt sich ihrer an, um das an ihr vom Schicksal begangene Unrecht wieder gutzumachen. Mit strenger, aber sich immer gleichbleibender Freundlichkeit erfüllt er die Aufgabe, die er sich gestellt hat. Durch stete Treue gewinnt er nicht nur das unbegrenzte Vertrauen, sondern auch die innigste Liebe des Kindes. Seine Lehren fallen auf guten Boden: Leni ist die hingebende Gesinnungsgenossin, das Geschöpf des Bauern (S. 67—68).

Als die Zeit kommt, wo sich dieser Charakter erproben muß, da zeigen sich die Früchte der Treue. Das Schicksal, das Flori zerbricht, weil er „keinen ehrlichen Rat hat, nur schlechtes Beispiel“, das

vergeistigt und vertieft sie (S. 121). Jetzt begreift sie die Lehren des Vaters vom Leid, das die Menschen bessern soll. Am Beispiel der Charaktergröße des Bauern richtet sie sich auf. Sie gibt sich ein heiliges Gelöbnis, ihm keine Schande zu machen. So werden ihre Handlungen edel und hochgesinnt. Sie will durch Pflichterfüllung das Unrecht ihrer Geburt sühnen und Vergessenheit suchen.

Wunderbar rein und keusch ist trotz des Unrechts ihr Verhältnis zu Flori. Mit Recht weist Friedmann [1]) den Vorwurf zurück, als hätte Anzengruber die Inzestliebe darstellen wollen. Er vergleicht die Liebe der beiden mit der Liebe des Tempelherrn zu Recha im „Nathan". Auch was das innige Verhältnis des Vaters zur Tochter anbetrifft, könnte „Nathan" als Vorbild gedient haben.[2]) Wie Anzengruber das Verhältnis selber aufgefaßt haben will, erklärt er in einem Briefe an Duboc.[3]) Er sagt, Liebe existiere nur auf ethischer Grundlage; falle diese weg, müsse auch die Liebe wegfallen. Bei tragischem Ausgang einer solchen Verwickelung stürben die Personen nicht an der Liebe, sondern an dem Folgeübel. Bei dem Burschen sei es die Leere des Innern. Die von der Mutter ererbte Innigkeit und Hingabe werde zurückgedrängt, die Sinnlichkeit des Vaters gewinne die Oberhand und treibe ihn in das Verderben. Das Mädchen erschrecke vor den entsetzlichen Folgen des Unrechts, sie werde mißtrauisch gegen das Gefühl der Liebe, nur die schwesterliche bleibe ihr.

Die traurige Erfahrung macht Leni ernster und anziehender, milder und erbarmender, sie verleiht ihrem Charakter eine stille Wehmut, eine sinnige Reife. Der zweite später hinzugefügte Teil des Romans bringt die Erfüllung der Hoffnungen, die dieser Charakter versprochen. Leni ist dem Dichter die ideale Frau, die durch Menschlichkeit sühnt, was andere gesündigt. Ihr erster Schritt nach dem traurigen Erwachen, das sie zum Weibe gemacht, ist die Fürbitte für die Mutter. Wohl ist ihr die Sünde ein Abscheu, wie aus dem Abschied von der Mutter ersichtlich ist, aber die vom Leid Geprüfte hat gelernt, das Leid anderer mitfühlend zu ermessen.

Die Aufgabe, die der Haldenbauer ihr bietet, das epileptische Kind des reichen Bauern zu pflegen, bei dem keine Pflegerin aus-

---

[1]) Friedmann, S. 147.
[2]) Siehe auch R. M. Meyer II, S. 153.
[3]) Briefe 1, S. 306—311.

gehalten hat, ist ihrem wunden Herzen willkommen; sie kann ihm die Liebe und Treue bieten, die so schwer zu finden sind. Grade ihr gesundes Wesen, ihre ruhige Festigkeit wirkt heilend auf das Kind und erzieht es zu der Tat, durch die es geheilt wird.

Die Treue, die Leni der Mutter und der Pflegetochter erweist, erzeigt sie in noch viel höherem Maße dem Vater. „Wie im klassischen Gewande und mit einem priesterlichen Anstriche bei der alten Iphigenie und bei der sophokleischen Antigone, so bildet bei dieser Bauerndirne die Pietät gleichsam den Duft ihrer einfachen und von Natur reinen Seele. In vollstem Glanze erstrahlt diese Pietät am Schlusse, als der alte Mann, von seinen leiblichen Kindern verjagt, wie ein neuer König Lear, gebrochen und zerlumpt zu ihr kommt, um in ihrem Hause zu sterben".[1])

Der Triumph ihrer Liebe zum Vater wird ihr, als der einsam gewordene Müller sie in sein Haus nehmen will und sie ihm sagen kann: „Das Leben allein ist das Wenigste, das ihr einem geben und das Geringste, das man euch schulden kann." „Was auch die Leute schwätzen von verwandtem Blut, das ordentlich aufsieden müßt, wenn sich Kind und Eltern, auch unerkannt, zusammenfinden, es ist doch nur gefabelt, aber für allzeit wahr bleibt Dankbarkeit und Lieb' — nicht für den, der einmal Vater gewesen war, — sondern für den, der es auch immer geblieben ist! . . Ich heiße nicht nur, ich bin Reindorfers Magdalen" (S. 249).

Eigenartig und charakteristisch nach seinen Anschauungen hat Anzengruber das Verhältnis zum jungen Bauern geschildert. Er bevorzugt ja die Trutzige, die ihr Gefühl in keuscher Zurückhaltung als das Heiligste bewahrt, und der das Geständnis der Neigung erzwungen werden muß. „In der Andreasnacht" und „Josel und Julie" haben dasselbe Motiv. Zwei „Fischblütige", die in der Gesinnung immer inniger zusammenwachsen, werden durch andere daran erinnert, daß sie eigentlich zusammengehören.

Bei Leni und dem Grashofbauern ist das Verhalten besonders motiviert. Leni ist anziehend und schön, so daß sie schon durch den Anblick Gefallen erregt. Als sie in das Haus des Witwers eintritt, fällt es nicht nur ihm, sondern auch dem Knechte auf, wie „ehrheischig" sie aussieht. Der Bauer würde ihr gerne seinen guten Willen bezeigen,

---

[1]) Friedmann, S. 147.

aber traurige Erfahrungen in erster Ehe machen ihn vorsichtig. Leni aber, deren Liebestraum eben erst so schrecklich zerstört worden ist, ist scheu geworden. Sie mißtraut der Liebe. Der charakterstarke, durch geheimes Leid milde gewordene Mann gefällt ihr sehr. So sucht sie mit ihm ein sicheres Verhältnis, ein kameradschaftliches Sich-verstehen zu erreichen. „Sie wollten einander nichts als gute Freunde sein". Sie gewöhnen sich immer mehr aneinander, sich gegenseitig alles zu sein, ohne es je auszusprechen. Das Dorf, das für unklare Verhältnisse kein Verständnis hat, macht sie auf die Unhaltbarkeit desselben aufmerksam und zwingt sie zu ihrem Glück.

Auch die Bewerbung ist nicht die gewöhnliche. Anzengruber sagt davon, die zweite Liebe Lenis sei nicht die wirkliche. Das Ideal, die Familie, sei hier des Wunsches Ziel, daher doch eine ethische Beziehung. Das Kind sei das Bindeglied.[1]) Der Bauer sucht die Genossin an sich zu ketten, „nicht nur zur Lust und Freud", sondern „für Leid und Trübsal" (S. 272), mit offenen Augen und rührigen Händen ihr Teil in der Welt zu erringen, in Treuen miteinander zu schaffen. Die Welt liegt ihnen nicht in dämmernder Mondnacht, sondern in heißem Tagesglanze (S. 273). Die Sorge für das Kind hat sie vereint. Das erste gegenseitige Gefühl ist die Achtung, die sie vor seiner Güte und Tüchtigkeit, er vor ihrer frauenhaften Würde bezeigt.

Die andern weiblichen Charaktere sind nur skizziert. Die Mutter Lenis tritt vor der Persönlichkeit ihres Mannes weit zurück. Ihre Schönheit und Sinnlichkeit, ihre Ehe mit dem viel älteren Manne entschuldigen ihren Fehltritt, den sie mit demütiger Treue zu sühnen sucht.

Die Müllerin ist das Beispiel eines demütig hoffenden Weibes, dessen Liebe alles geduldig erträgt und dennoch treu bleibt. Es fehlt ihr aber die sittliche Größe, die Einfluß auf den Gatten oder den Sohn hätte gewinnen können. Sie kann ihnen nur ein Trost, nicht eine Stütze sein.

Die Melzer-Sepherl, die Schwägerin der Leni, ist ein vergröbertes Modell der späteren Sternsteinhofbäuerin, deren Eigenschaften, besonders Ehrgeiz und Rücksichtslosigkeit, sie besitzt, deren Größe ihr aber fehlt. Noch ähnlicher ist sie der Hanna Gerhart

---

[1]) Briefe 1, S. 310.

Hauptmanns im „Fuhrmann Henschel". Sepherl weiß ihren einmal gefaßten Plan, als Frau auf dem Reindorferhofe einzuziehen, durchzuführen. Wie Helene im „Sternsteinhof" will sie sich als Herrin zeigen, sobald sie ihr Ziel erreicht hat. Der Unterschied liegt in der Auffassung von den Rechten einer Bäuerin. Die großzügigen Pläne der Helene, den Hof zu dem angesehensten der Gegend zu machen, vergröbern sich bei der Sepherl; sie sucht die Herrschaft durch schmutziges Sparen und keifendes Schelten zu behaupten.

Eine andere, nicht uninteressante Gestalt ist die Burgerl, die kranke Tochter des Grashofbauern. Durch den Tod der Mutter, dessen Zeuge sie allein gewesen ist, ist die Krankheit über sie gekommen. Durch das ruhige Ausharren am Totenbett des Reindorfers erwirbt sie sich die Selbstbeherrschung, die ihre Heilung möglich macht. Ihr altkluges, überreifes Wesen ist bei ihrer Gebrechlichkeit natürlich. Anziehend ist bei ihr der heitere Humor, der ihr das traurige Dasein erträglich macht.

Anzengruber hat die Idee des Romans klar gefaßt: „Art braucht nicht von Art zu lassen und kann doch anders sein. Pfropf ich einen Wildling, so bleibt er der nämliche und trägt doch bessere Frucht, und steht der Baum auf einem Hügel, so kann der Apfel gar weit vom Stamm rollen" (S. 195). Wie schon das Schicksal der Horlacherlies durch die Mahm umgewandelt wurde, so wird in noch viel höherem Maße das der Leni durch die Güte Reindorfers gewendet. Anzengruber will klar zeigen: ungleich wichtiger als die Vererbung ist die Erziehung. Darum betont er auch, daß Flori, der diese Erziehung nicht genossen, sondern nur das schlechte Beispiel vor Augen gehabt, zugrunde gehen muß. Auch die schon oben angeführte Stelle drückte diesen Grundgedanken klar aus (S. 195). Ein weiteres Beispiel ist der alte Müller (S. 14). Die Erziehung durch eine Stiefmutter, der er im Wege stand, eine Geldheirat und eine moralisch tiefstehende Frau machten ihn zum Verkommenen, der an nichts mehr glaubt und nichts achtet.

Das Eheproblem ist nächst dem Erziehungsproblem das Wichtigste. Die Ehe Lenis und Kaspars ist ideal. Auf ethischer Grundlage beruhend, zum Zwecke der Familienbildung geschlossen, ist sie und damit das Glück, das sie trägt, unerschütterlich. Sie ist gefestigt durch Wahrheit, innigstes Vertrauen und gegenseitige Hochachtung, Faktoren, die vom Dichter immer wieder hervorgehoben werden.

Die Ehe Leopolds mit der Melzer-Sepherl ist wohl eine zwischen gleich und gleich, aber nur weil es beiden an Rechtschaffenheit mangelt, ohne welche Glück nicht erreichbar ist. Der Dichter deutet das unglückliche Eheleben und auch den materiellen Ruin an (S. 308).

Die erste Ehe des Grashofbauern ist Konvenienzheirat gewesen. Die Frau hat den ersten Geliebten verlassen, weil er arm war, und Kaspar um des Hofes willen genommen. Durch die Laune der um ihr Glück Betrogenen wurde ihnen das Leben zur Qual.

Auch die Ehe Reindorfers mit der viel jüngeren Frau war ein Fehlgriff. Sie wird im Roman als Milderungsgrund für den Fehltritt der Bäuerin angeführt.

Anzengruber nimmt die Gelegenheit wahr, die die freiere Form des Romans ihm bietet, um Aussprüche über verschiedene ihm am Herzen liegende Fragen einzuflechten. Von der sittlichen Stellung der Frau sagt er: Frauen müssen besser sein, wie der Mann, sonst taugen sie nichts (S. 16).

Die Frau muß Selbstbewußtsein besitzen: „Die Bursche sind von Haus aus roh; daß sie sich besinnen und aus ihnen was Rechtes werden mag, dazu sind ihnen die Weibsleute auf die Welt gesetzt, das verspürt ein jeder, und grade, wenn dich ein Bursche gern hat, wird ihm deine Ehrbahrkeit bis ins Herzensinnerste Freude machen“ (S. 73).

Das Höchste auf der Welt ist die Ehe. „Im Himmel kennt sich unsereins nicht so aus .... aber auf Erden kann es kein lieberes Anschaun geben, als neben einem rechten Manne ein rechtes Weib“ (S. 73).

Die Sitte, unliebsame Kinder dem Kloster zu geloben, wird gerügt als eine schreiende Ungerechtigkeit (S. 26).

Um nicht mißverstanden zu werden, als rechtfertige er durch das Mitleid mit dem Sündkind die Parteinahme für dessen Dasein, betont der Dichter, daß dies ein Ausnahmefall sei, daß häusliche Zucht und Ehre bestehen müsse (S. 291).

Endlich berührt der Dichter den Unterschied zwischen der weiblichen und männlichen Natur, indem er zeigt, daß die erstere widerstandsfähiger sei und mehr ertragen könne. „Ein Weib ist da wie von Lehm, und der Mann wie von Stein, und worunter sie noch zur Seit' weichen kann, darunter zerbröckelt er“ (S. 200).

---

2. Der Sternsteinhof.

Von allen Charakteren ist jedenfalls die Sternsteinhofbäuerin der interessanteste und mächtigste. Erich Schmidt nennt sie die ländliche Helena[1]). R. M. Meyer findet diesen Charakter von homerischer Größe und zeigt, wie Anzengruber schon vor Nietzsche in der Kunst die Umwandlung der moralischen Werte zeichnet[2]).

Der „Sternsteinhof" ist die Geschichte einer eigenartigen Persönlichkeit, die instinktiv ihre Stellung sucht wie das Wasser seine Fläche, die über die Rechte anderer hinweg, im Kampfe mit einem Charakter, nicht ganz so stark wie sie, doch vom Schicksal begünstigt, endlich doch ihr Ziel erreicht und durch das tüchtige Ergreifen desselben sich rechtfertigt. In sich gefestigt, ist sie von einer Härte, daß alle andern die mit ihr in Berührung kommen, an ihr zerschellen. Nur der alte Bauer ist ihr einigermaßen gewachsen. Nach langem Kampfe ergibt er sich, und vereint sind sie eine Macht, ein Element des Fortschritts. Helene verkörpert das Naturprinzip, das eigensüchtig, gefühllos seine Zwecke verfolgt, dessen Erfolg aber alle Opfer aufwiegt, weil es eine Stufe in der Entwickelung seiner Sphäre bedeutet.

Helene ist die Tochter der Zinsdorferin, der ärmsten Witwe des Dorfes. Schon als kleines Kind hat sie verlangend die Hände ausgestreckt nach den in der Sonne funkelnden Fenstern des Sternsteinhofes, des reichsten Besitzes der Umgegend. Als sie erwachsen ist, wird sie von ihrem kunstfertigen und schönheitsliebenden Nachbar, dem Kleebinder-Muckerl, verehrt und mit Putz versorgt. Bei einem Besuch auf dem Sternsteinhof trifft sie den jungen Bauer. Durch abweisenden Stolz und unfreundliches Benehmen reizt sie ihn, so daß er alles daran setzt, sie, das schönste Mädchen der Umgegend, zu gewinnen. Als sie ein schriftliches Eheversprechen von ihm empfangen hat, glaubt sie sich am Ziele. Allein der alte Bauer schickt den Sohn zum Militär, die Ansprüche des Mädchens verlacht er und bietet ihr Geld.

Helene kehrt zu Muckerl zurück, den sie schmählich verlassen hat. Sie beichtet ihm ihre Schande, dennoch ist er willig, sie zu heiraten. Als Toni vom Militär zurückkommt, findet er sie gebunden. Auch er heiratet nun eine Reiche, nachdem er sich den Hof vom Vater erlistet hat.

[1]) D. L.-Z. 12, S. 352.

[2]) II, S. 153.

Als dem jungen Bauer die Frau unheilbar erkrankt, sucht er wieder mit Helene anzuknüpfen. Voll Verachtung wendet sie sich von ihm, aber je mehr sie ihn abweist, je sicherer kommt er wieder. Als nun ihr Mann bei der Lebensversicherung eines Herzleidens wegen nicht angenommen wird, glaubt sie, das Schicksal habe seinen Tod und den der Bäuerin bestimmt. Nicht länger weist sie den Bauern zurück. Die Bäuerin will dem Unrecht steuern, sie sagt Muckerl von dem Verhältnis seiner Frau zum Bauern und wird die Ursache seiner Krankheit, die den Tod zur Folge hat.

Der junge Bauer nimmt die junge Witwe als Pflegerin auf den Hof, und nach dem Tod der eigenen Frau, der durch den Ärger beschleunigt wird, heiratet er sie. Der alte Bauer allein will das nicht anerkennen. Er versucht den Glückstein aus der Mauer des Hauses zu brechen, was aber von Helene verhindert wird. Sie überzeugt auch ihn, daß sie gleiche Interessen haben. Als Toni bei einer Waffenübung umkommt, übernimmt der alte Bauer den Hof und die Erziehung des Erben.

Die Zinsdorfer-Helen ist von kleinauf eine Persönlichkeit, die entweder geliebt oder gehaßt, aber nicht übersehen werden kann. Sie besitzt eine eigenartige Schönheit, bläulich schimmerndes, schwarzes Haar, graue, tiefdunkle Augensterne, einen schön geformten Kopf und einen wohlgebildeten Körper, dessen graziöse Bewegungen harmonisch wirken. Dabei besitzt sie eine Ruhe und Selbstbeherrschung, die ihr fast jedem gegenüber ein Übergewicht gibt, da sie sich nie vom Gefühl hinreißen läßt. Sie hat einen großangelegten Charakter, dessen Ehrgeiz, Schwächen, Vorzüge und Fehler mit der Kleinlichkeit ihrer Umgebung in keinem Verhältnis stehen. Von Kindheit an benutzt sie die Personen ihrer Umgebung, um weiter zu kommen.

Die Mutter wird vollkommen von ihr beherrscht. Tief unter ihr stehend mit ihrer engen, kleinlichen Lebensanschauung, hat sie mit der Tochter nichts gemein. Ihre Kriecherei, List und ungraden Wege sind jener zuwider. Helene gebraucht sie wohl zuweilen als Werkzeug, aber meistens ist sie ihr bei ihren Plänen nur im Wege, so daß sie sie beiseite schiebt.

Nützlicher war ihr die Kleebinderfamilie, Mutter und Sohn. Als Knabe teilt Muckerl ihre Sorge um ihre Schönheit, ist überhaupt ihr einziger Kamerad. Sie erlaubt ihm, seine Ersparnisse für

sie hinzugeben und sie auszuführen und ihr zu schmeicheln. Für sein warmes Gemüt, den Adel seiner Seele, für sein feines Gefühl, sein Talent als Künstler hat sie kein Verständnis. Sie verachtet ihn wegen des Mangels an Körperstärke. Ohne Gewissensbisse verläßt sie ihn, sobald Toni sie beachtet. Erst als dieser sie betrogen, erinnert sie sich seiner wieder. Mit Leichtigkeit erreicht sie von ihm das Versprechen, sie zu heiraten, und zwar unter der Bedingung, die sie stellt. Als sie aber ihr Ziel erreicht hat, als sie dem Sohn einen ehrlichen Namen gegeben, da ist Muckerl ihr gleichgültig geworden. Sie läßt sich nichts zuschulden kommen, sie tut ihre Pflicht, aber mehr nicht. Wo er Hingabe und Liebe verlangt, verletzt sie ihn durch ihre Kälte. Pietätlos ändert sie seine liebsten Gewohnheiten. Ohne den Buchstaben der Treue zu verletzen, peinigt sie den Leichtverwundbaren und martert ihn durch ihren Mangel an Gefühl, besonders gegen die Mutter, so daß ihm das Leben zur Last wird und er sich den Tod herbeiwünscht.

Was sie dem Sohn tut, hat sie auch seiner Mutter getan. Diese hat mit richtigem Instinkte die Ehe zu verhindern gesucht; denn ihr graute vor der Gewissenlosigkeit und Kälte Helenens, dem Mangel an Gemüt und an Verständnis, den sie bei ihr gefunden hat. Mit echt mütterlicher Liebe fügt sie sich ins Unabänderliche, wie sie sieht, daß des Sohnes Glück davon abhängt. Helene schenkt der Mutter weiter keine Beachtung. Sie nimmt von ihrem Hause Besitz, so wird die Mutter ihres Mannes ihr entbehrlich und im Hause unnötig. Durch Taten, Mienen und Worte macht sie aus ihren Gefühlen gar kein Hehl. Kaum ist die Mutter begraben, so lüftet sie das Haus und vernichtet jede Spur der einstigen Bewohnerin.

Ebenso gleichgültig ist ihr auch die Matzner-Sepherl. Sie nimmt ihre Bewunderung als selbstverständlich an und braucht sie, wenn sie jemanden zur Gesellschaft verlangt. Die Liebe der Sephi zu ihrem Gatten ist ihr einerlei, denn sie liebt ihn selbst nicht. Darum hat sie auch nichts dagegen, wenn jene den Kranken pflegt.

Toni vom Sternsteinhof ist Helene nur in äußerlicher Stellung überlegen. Er hat das Besitztum — das Ziel ihres Ehrgeizes — und das Selbstbewußtsein, das hieraus entspringt. Seine Leidenschaft aber macht ihn zu ihrem Sklaven, und wäre der alte Bauer nicht gewesen, sie hätte ihr Ziel schneller erreicht.

Sobald sie weiß, daß ein lediger Sohn im Sternsteinhof vorhanden ist, nimmt sie sich vor, seine Bäuerin zu werden. Wie zufällig weiß sie die Gelegenheit, von ihm gesehen zu werden, herbeizuführen, wie auch alle folgenden, um die Leidenschaft bei ihm nicht aussterben zu lassen. Durch Kälte, Verweigern und Fernhalten schürt sie die Glut. Da sie selbst die Leidenschaft nicht kennt, kann sie sicher auf sich rechnen. Sie hat ihre Pläne schlau gelegt, nur hat sie den alten Bauer nicht gekannt.

Als Toni vom Militär zurückkommt, begegnet sie ihm mit Haß und Verachtung. Ihr liegt nichts an einem Liebesverhältnis, sie will Treue halten. Erst als sie die Möglichkeit einer Vereinigung in der Zukunft sieht, da handelt sie, als ob es schon richtig sei. Sie gibt Toni das Recht, das Kind zu sehen, und behandelt ihn selbst freundlich. Sie geht als Pflegerin auf den Hof, weil sie ihn doch bald bewohnen würde. Sie hat in ihrem Benehmen nichts Ungeduldiges, sie versucht nicht das Kommende zu beschleunigen; ruhig und gefühllos erwartet sie das Unabwendbare. Sie erfüllt ihre Pflicht gegen die Bäuerin, wie sie sie gegen den Gatten erfüllt hatte, aber ihre Gegenwart schon raubt der tief Beleidigten die Ruhe und beschleunigt das Ende.

Als sie ihren Zweck erreicht und mit Ehren ihren Platz eingenommen hat, ist auch Toni ihr Nebensache. Der Sternsteinhof und dessen Ehre sind der Mittelpunkt ihres Strebens gewesen und bleiben es. Toni, in der Unerfahrenheit, in der der Vater ihn absichtlich erhalten hat, war nicht geeignet, ihn auszubauen. Nach und nach tritt sie in seine Stelle ein. Nicht in kleinlich herrischer Weise regiert sie, dazu waren ihre Ziele zu groß. Sie will nicht den Herrn ersetzen, sie will nur da aushelfen, wo er unfähig ist.

Das Verhältnis Helenens zum alten Bauer ist besonders interessant und reizvoll. Hier stehen sich fast ebenbürtige Persönlichkeiten gegenüber, die sich erbittert bekämpfen und doch das gleiche Ziel verfolgen. Die Waffen, womit sie kämpfen, sind anfangs höchst ungleich. Der Bauer, als angesehener Mann, hat das Übergewicht in solchem Maße, daß Helene alles verloren geben muß.

Das Schicksal kam ihr zu Hilfe, die Bäuerin wird krank. Da nimmt sie den Kampf wieder auf, Schritt für Schritt gewinnt sie einen Vorteil nach dem andern. Als sie vom Hofe Besitz ergriffen

hat, führt sie die Zügel auf solche Weise, daß der Alte ihr seine Anerkennung nicht versagen kann. Sie heißt nicht nur, sie ist die Bäuerin, und sie läßt keine Anforderung unerfüllt. Die Eigenschaften, die ihr abgehen, sind hier nicht nötig. Sie hat dem Hof den Erben gegeben, sie erzieht ihn mit großem Verständnis. Dem verwaisten Stiefkinde bietet sie mehr, als ihr die eigene Mutter hätte geben können; für den Hof bricht eine neue Glanzzeit an. Der Bauer erkennt sie als ebenbürtig an; aber Helene will mehr. Sie ist weise genug, die Grenzen ihres Könnens zu beurteilen. Sie weiß, daß zur vollen Entwickelung des Hofes und der Erziehung des Knaben der Mann fehlt. Ihr ganzes Sehnen ist darauf gerichtet, den alten Bauer zum Bundesgenossen zu gewinnen. Dies gelingt ihr dadurch, daß sie an seinen Stolz auf das Besitztum appelliert. Nun ist ihr Ehrgeiz befriedigt. Vereint mit dem Einzigen, den sie achtet, im Besitz von Reichtum und Macht, kann sie Großes in großartiger Weise wirken.

Helene vereint männliche Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung eines bestimmten Zieles mit weiblichem Anpassungsvermögen und Schlauheit. Der Dichter sagt von ihr, daß Treue gegen sich selbst oft mit Verrat an andern verknüpft sei. Sie ist ein Weib, das über Leichen unbekümmert dahinschreitet und doch der Menschheit mehr nützt, als ihre Opfer es getan haben würden. Ihre Selbstsucht und ihr Eigennutz machen sie zur Macht, zum Segen für ihre Umgebung.

Die andern Charaktere des Romans dienen alle Helene zur Folie. Sie sind einfache, auf einen Grundton gestimmte Personen, die eine oder die andere fehlende Eigenschaft des Hauptcharakters personifizierend.

Die Mutter ist die Niedrigststehende. Sie ist das Negativ zu Helenens Größe. Ohne Stolz und Selbstachtung, hat sie nur Sinn für materielle Genüsse. Die Liebe zum Essen, zur Bequemlichkeit und zum Besitztum ist ihr Lebenstrieb.

Viel höher steht die Kleebinderin. Daß sich in ihrem Verhältnis zum Sohne Züge aus dem Leben Anzengrubers finden, läßt sich leicht erraten und wird auch von Bettelheim hervorgehoben [1]).

---

[1]) Bettelheim S. 234.

Das innige Verhältnis zum Sohne, mit dem sie sich ohne Worte verstehen konnte, die Feinfühligkeit und den Takt, die treue Hingabe, die stete Sorge um sein Glück, alles dies hatte er von der eigenen Mutter erfahren. Wie Frau Hammer die verklärte, unveränderliche Mutterliebe darstellt, ist die Kleebinderin ihre Schwester auf dem Dorfe, beide haben dasselbe Urbild. Weitere biographische Beziehungen sind vorhanden in dem Verhältnis der Schwiegertochter zur Mutter, besonders in den Szenen der letzten Krankheit. Die Aussprüche in den Briefen und Zetteln stimmen darin überein. Inwieweit sie identisch sind, wird erst aus der Herausgabe des übrigen biographischen Materials ersichtlich sein [1]).

Die Matzner-Sepherl verkörpert die Hingabe und Liebe, die Helene fehlen. In der Krankheit wendet sich Muckerl instinktiv zu ihr hin. Bei ihr findet er die Treue, die den Tod überdauert, bei ihr Verständnis für seine Liebe zur Mutter, für seine leisesten Wünsche und Gedanken, und einen Ort, wo er ausruhen und Frieden finden kann.

Die Sali, die erste Frau des Toni, verkörpert die bäuerliche Rechtschaffenheit, die sich nie das Geringste vergibt. (S. 173 und 191). Gewissenhaft und treu, auch in der kleinsten Sache, steht sie dem Hause vor. Ihr moralisches Gefühl zwingt sie auch den verhängnisvollen Schritt zu tun, der dem Muckerl den Todesstoß gab.

Der Ideengehalt des Romans liegt in dem Charakter der Heldin. In der Bewertung der Charaktere hatte Anzengruber schon immer die Kraft als eines der wichtigsten Elemente eingeschätzt. Die Sinnierer erscheinen nur in den ersten Werken, der Steinklopferhans und der Hauderer mit dem „Heilandsbewußtsein"; in den späteren sind diese Philosophen Männer der Tat, wie Thomas und Kernhofer.

Bei den Frauen betont Anzengruber von Anfang an die Kraft, auch bei den Irrenden. Tun sie auch Unrecht, sie sind nicht passiv. Sein Ideal aber, die Trutzige, ist die Verkörperung der Kraft im Denken und im Handeln. Ein großer Unterschied trennt sie aber von der Zinsdorfer-Helen. Die Kraft, die Anzengruber bei ihnen verlangt, ist die des Herzens, des Gemütes und des Wollens, die sich äußert in Hingabe, Liebe und Treue, in Erbarmen, in sittlicher

---

[1]) Bettelheim S. 234.

Größe und Rechtschaffenheit; diese Kraft wird nicht gebraucht zu eigennützigen Zwecken, sondern zur Pflege der Familie, des Gatten und der Kinder. Helenens Größe ruht im Verstand, in der Gabe, fernliegende Verhältnisse zu übersehen und zu berechnen, im zielbewußten Wollen, in der Erlangung und im rechten Gebrauch der Macht. Die Rechtschaffenheit, wie sie sie später erreicht, ist ihr nur Mittel zum Zweck. Sie lebt nur um ihrer selbst willen, auch die Familie ist nur um ihrer Ehre willen da.

Die beste Kontrastfigur ist Leni im „Schandfleck". Lenis Tun ist echt weiblich, beruhigend, heilend, versöhnend, Helenens Tun zerstörend, tötend. Leni baut auf, Helene reißt nieder, um dem Neuen Platz zu machen. Jeder, der mit Leni in Berührung kommt, ist besser, glücklicher, Helene aber bringt nur Unruhe und Unglück.

Helene ist ein Kraftweib, das anschaulich und unverzerrt darzustellen so oft vergeblich in der modernen Literatur angestrebt worden ist. Sie hat sich emanzipiert, ohne doch männlich geworden zu sein oder ihre Natur verleugnet zu haben. Der Dichter fühlt sich veranlaßt, der Erzählung ein Wort der Aufklärung zuzufügen. Er hat die Geschichte erzählt „wie es im Leben zugeht" und die Wahrheit nur in neues Gewand gekleidet. Nur einmal hat er einen solchen Charakter geschaffen, er will ihn als Einzelfall angesehen wissen, nicht als Exempel zur Nachfolge.

---

3. Erzählungen, Skizzen und Märchen.

In der Zeit vor 1870, als Anzengruber an Entwürfen zu Dramen arbeitete, schrieb er auch kleine Erzählungen, die er später alle bis auf zwei vernichtete. Nach dem Erfolg des „Pfarrers von Kirchfeld" widmete er sich zuerst ganz den Dramen. Hier und da schrieb er eine Geschichte für die „Heimat" oder andere Blätter, gab auch dann gemeinschaftlich mit Rosegger Kalender heraus. Von 1877 an wandte er sich immer mehr der epischen Form zu, von 1880 an fast ausschließlich, zumal nachdem er an der Redaktion des „Figaro" beteiligt war.

Fast alle Erzählungen sind im Drange der Arbeit schnell geschrieben worden. Hat er doch in ungefähr 15 Jahren 53 Erzählungen, 41 Skizzen und märchenartige Novellen verfaßt.

Wie er in den Vorworten der Kalendergeschichten schrieb, war sein Zweck ein didaktischer. In den Erzählungen tritt dieser Zweck deutlicher hervor als in den Dramen, weil er der loseren Form wegen Reflexionen einflicht. Neue Probleme finden sich nicht. Die Fragen, die in den Dramen behandelt wurden, kehren in anderer Fassung wieder, Tendenzen sind manchmal deutlicher ausgeprägt. Besonders ist dies in den Skizzen der Fall, denn der Zweck derselben ist die Sittenschilderung.

Die Märchen sind kleine Tagesprodukte, für den Kalender geschrieben. Auch die Gedichte sind im Verhältnis zu den anderen Werken, schon dem Umfange nach, unwichtig. Oft sind es Gelegenheitsgedichte, und da sie nicht auf die Frau Bezug haben, für diese Arbeit nicht von Belang. Ein einziges, „die Näherin" (5, 290), behandelt das Elend der Arbeiterin, wie er es im „Faustschlag" darzustellen versucht hatte.

Ergiebiger sind die Erzählungen, von denen 33 aus dem Bauernmilieu stammen. Diese sind, wie die Dramen aus diesem Kreise, auch künstlerisch vollendeter. Eine Reihe davon behandeln religiöse Fragen, doch haben nur wenige weibliche Charaktere.

Wie bei den Dramen, ist bei den meisten Erzählungen der Nachdruck nicht auf die Handlung, sondern auf die Charakteristik gelegt. Und so fügt der Dichter zu der Reihe der Frauencharakter eine Anzahl hinzu.

Das erste 1868 konzipierte Werk des Dichters, das uns allerdings erst in späterer Umarbeitung erhalten ist, ist „Tod und Teufel"[1]). Die Idee ist die Erziehung in der Ehe. Er zeigt, wie der Aberglaube benutzt werden kann, damit sich das Ehepaar gegenseitig die Laster, den Trunk und die Lotteriesucht abgewöhne, indem nämlich jeder Teil in steter Furcht vor dem Tode des Gatten erhalten wird. Bemerkenswert ist nur, daß dem Dichter schon so früh die Volkserziehung am Herzen lag.

Aus demselben Jahr stammt die in die Werke aufgenommene Erzählung, „Die Polizze" (4, 265). Es handelt sich hier um ein Eheproblem. Der alte, reiche Bauer will die junge, hübsche Pflegetochter heiraten, die aber lieber den rechtschaffenen, aber armen Hans

---

[1]) Briefe II, Seite 300—337.

nimmt, der in jeder Beziehung besser zu ihr paßt, denn „die Liebe eines alten Mannes zu einem jungen Mädel ist nicht viel wert; . . . es ist kein heilig' Feuer mehr, dazu ist's zu ausgebrannt im alten Herzen, es ist glühende Kohle, und das geht bald ab" (S. 267). Derselbe Gedanke findet sich im „Schandfleck". Die Ehe Reindorfers ist solch eine Mißheirat gewesen. In dem Märchen des Steinklopferhans (5, 134) kommt dasselbe Motiv vor, wo die Frau mit Hilfe des Liebhabers den alten Gatten ermordet. Der Haß des alten Bauern wird in dieser früheren Erzählung durch die treue, uneigennützige Gesinnung des jungen Paares überwunden, so daß er sie später beide als Kinder auf den Hof nimmt.

Kurz nachdem er den Steinklopferhans geschaffen hatte, arbeitete Anzengruber an einer Charakterskizze, „Gänseliesel" (3, 7), einer weiblichen Sinniererin. Bei ihr nehmen die Gedanken nicht eine philosophische Richtung, sondern die des Gefühls. Beschränkt, einsam, ganz auf sich angewiesen, hat die Verachtete ein intensives, erschütterndes Gefühlsleben in sich geschaffen.

Ein Bursch erzeigt ihr in müßiger Stunde einige Aufmerksamkeiten und erweckt eine Liebe, die zum Inhalt ihres Lebens wird. Der Tod des Mannes ist auch ihr Ende. Die Ungerechtigkeit des Schicksals, die ihr das Höchste genommen, führt sie erst zum Zweifel an der Gottesmutter, dann zur geistigen Umnachtung. In ihrem Zweifel erinnert sie an die Burgerlies, die typische Zweiflerin.

Das gleiche Thema behandelt Anzengruber wieder in humoristischer Weise in der Geschichte „Gott verloren", 1885 (3, 269). Die Lotterie-Sepherl hat nach langem Warten die rechten Nummern geträumt und in der Nacht aufgeschrieben. Das Blatt entfliegt ihr und wird von der Ziege gefressen. Der Verlust geht ihr so zu Herzen, daß sie an einen Gott, der so etwas zuläßt, nicht mehr glauben kann.

Fast alle Geschichten Anzengrubers zeigen den sittlich hebenden Einfluß der Frau auf den Mann mit der einen Ausnahme, „Diebs-Annerl", in der die Frau durch den Einfluß des Mannes und des Kindes gerettet wird (4, 201).

Der Diebs-Annerl hat Leopold, als sie noch Kinder waren, die rechten Begriffe von Ehrlichkeit beibringen wollen, aber die Erziehung durch die unter der großen Armut ganz gleichgültig gewordene Mutter ist ihr verhängnisvoll geworden. Begehrlichkeit ist das einzige

starke Gefühl, das in dem Kinde lebt. So wächst sie heran als eine Gekennzeichnete, ohne Ehrgefühl, ohne Freude. Ihre Schönheit macht sie dem ehemaligen Gespielen begehrenswert, aber nur vorübergehend, er hält sich für viel zu gut zu einer Ehe mit ihr.

Als er aus dem Kriege als Krüppel zurückkehrt, gilt er bei den Mädchen des Dorfes als wenig begehrenswert und wird ein Ausgestoßener. Was er noch an Einsicht lernen muß, das lehrt ihn die Verantwortung für das Kind, welche seinen Charakter festigt. Es gilt einen verzweifelten Kampf, ehe er bei der Frau die Gewohnheit des Stehlens brechen kann, aber die Liebe zum Kinde und die Angst um dessen Glück lassen ihn den rechten Weg finden. Durch eine erschütternde Mahnung — er läßt sie den Knaben vom Galgenberg holen, als sie sich wieder vergessen hat, — gewöhnt er ihr den Leichtsinn ab. So wird die Frau gerettet durch das Erbarmen des Mannes, der die Ausgestoßene zum Weibe nimmt, und durch die Liebe zum Kinde. Der wichtige Gedanke, daß die Verantwortung und die Familie die einzigen sittlichen Erziehungsmittel sind, ein Gedanke, der vom „Pfarrer von Kirchfeld“ an immer wiederkehrt, ist der Hauptideengehalt.

Eine Sinniererin, wie die Burgerlies und die Gänseliesel, ist auch „die fromme Kathrein“ (3, S. 65). Diese wird aber durch großes Leid nicht aus der Kirche, sondern in dieselbe getrieben. Als Kind hat die Mutter sie ans Kirchengehen gewöhnt, als junges Mädchen geht sie zur Unterhaltung hin. Wie ihr nun die Schwester den Bräutigam stiehlt und sie jene nicht nur vor den Schlägen des Vaters mit dem eigenen Körper deckt, sondern auch ihre eigene Mitgift für sie hergibt, da bekommt sie den Namen der „frommen Kathrein“. Nun darf sie dem Namen keine Schande machen. Durch die Übung wird ihr die Frömmigkeit zur zweiten Natur, und die Kirche wird ihr zur Heimat. Alle Widerwärtigkeiten, deren sie ungewöhnlich viele zu erleiden hat, können ihr die Zuversicht nicht rauben. Auch als sie im Armenhaus eine Zuflucht suchen muß, bleibt sie ganz getrost. Wahre Herzensfrömmigkeit hilft die Lasten des Lebens tragen, ist die Lehre dieser Geschichte, wie sie noch durch das Gleichnis von dem geübten Fuhrmann, der die schwere Last mit Leichtigkeit hebt, die auch dem Starken zu viel wird, bekräftigt wird. Kathrein ist das Gegenstück zu dem Meineidbauer mit seinem äußerlichen Kirchenglauben, dem Huber mit seinem Unglauben, dem Gott überlegenen Jakob mit

seinem Marktglauben und all den andern, die Anzengruber in verschiedenen Typen beschrieben hat. Diesen gegenüber ist sie diejenige, bei der der Glaube wirklich Herzenssache ist und sich in Taten offenbart.

Die Schwester dagegen ist ein Beispiel von dem Urteil des Dichters: Wenn die Frau nicht besser ist als der Mann, so taugt sie nichts, denn sie verkommt in kurzer Zeit samt ihrem Mann.

„Treff-Aß" (5, 57), 1878 geschrieben, ist eine Kalendergeschichte, die gegen das unter den Frauen besonders verbreitete Übel des Wahrsagens gerichtet ist. Wie in der ersten Erzählung „Tod und Teufel" kuriert eine Art Steinklopferhans den Aberglauben durch den Aberglauben. Indem er die Frau zur Arbeit zwingt, vollendet er die Kur.

„Das Sündkind" (3, 85) gehört zu einer Gruppe mit dem „Einsam" und den weiblichen Charakteren im „G'wissenswurm" und im „Schandfleck", welche alle dasselbe Problem behandeln. Die Hauptidee, wie das „Sündkind" gemeiniglich versorgt wird, indem es zum Priester gemacht wird, und wie es dann zu spät erkennt, daß es besser zum Bauern gepaßt hätte, gehört zu den sozialen Fragen. Hier handelt es sich um zwei weibliche Nebencharaktere. An dem moralischen Ruin des jungen Priesters tragen sie die meiste Schuld, die Pfarrköchin des Hauptgeistlichen und dessen uneheliche Tochter. Durch die Geburt unehrlich gemacht, ist die Tochter wie ein Gift. Mit dämonischer Lust sieht sie ihn immer tiefer sinken, dem Wahnsinn verfallen, von dem er endlich durch den Tod erlöst wird. Der Charakter gehört zu den abstoßendsten der ganzen Werke; er ist ein beredtes Beispiel zu der Tendenz des „Pfarrers von Kirchfeld", der gerade die Folgen der Ehelosigkeit der Priester im grellsten Lichte zeigt.

Eine der eigentümlichsten Novellen, auch eine Erziehungsgeschichte, ist „der starke Pankraz und die schwache Everl" (3, 235). Wie schon in manchen Dramen, handelt es sich um eine Vergleichung der Geschlechter. Pankraz hat die Festigkeit, die Stärke, das Bewußtsein des Mannes, während Eva mit Recht den Geschlechtsnamen trägt; sie hat das launenhafte, widerhaarige Wesen, aber auch das weibliche Anpassungsvermögen. Durch das Beispiel der Kameraden angespornt, sucht Pankraz „auch sein Stück Narrheit fertig zu bringen". Pankraz erklärt Eva einfach, sie sei sein Schatz und dürfe mit keinem andern freundlich tun. Natürlich sucht sie sofort ihren Stolz darin, ihn soviel wie möglich zu reizen. Im Ärger über ihr Benehmen zieht

er sich zurück, denn er hat es gut gemeint und sieht sich verkannt. Seinem Zorn verleiht er deutlicheren Ausdruck als seiner Neigung. Erst jetzt erfährt sie, daß er es ehrlich gemeint hat. Sie erfährt aber auch, daß er sie hochgehalten, daß er ein ordnungsliebendes Weib in ihr erwartet, das etwas auf sich hält. Die Achtung, die trotz des Scheltens in seinen Worten liegt, erweckt das Weib in der Tändlerin, und mit Fleiß macht sie sich zu dem, was er von ihr gewünscht hat. Bei der nächsten Begegnung ist sie die Gleichgültige, die Stolze, die mit echt weiblichem Instinkte die Worte, die ihm so schwer werden, herauszulocken weiß. Jetzt ist sie es, die den starken Pankraz leitet. Die Person der Eva, erst noch kindlich unbeholfen und störrisch, dann aber in aller Hingabe doch selbstbewußt, bei aller Demut doch stolz nachgebend und doch herrschend, ist eine der natürlichsten Gestalten in den Erzählungen, voll Anmut, die Verkörperung der weiblichen Natur.

Als Anzengruber die erste Fassung des „Schandfleck“ auf Verlangen seines Freundes Bolin umänderte, benutzte er den zweiten in der Stadt spielenden Teil zu einer selbständigen Novelle, „die Kameradin“. Die Heldin dieser Erzählung nimmt aus Liebe zu einer Freundin deren Schande auf sich. Als sie aber in der Stadt die Liebe des Vaters ihres Pfleglings gewinnt, droht diese uneigennützige Tat ihr Lebensglück zu zerstören. Das rechtzeitige Bekenntnis der Schuldigen bewahrt sie aber doch noch vor dem Unglück.

Dieses „sich für andere opfern“ ist ein Motiv, das sich mehrere Male findet. In „Heimkehr“ (4, 71) opfert sich der Bursche für das geliebte Mädchen auf, indem er den treulosen Verführer tötet, um ihr das Verlassenwerden zu ersparen.

Auch in „Heusel-Loisel“ nimmt der Bursche eine Gefängnisstrafe wegen Diebstahls auf sich, um einer Freundin üble Nachrede zu ersparen (5, 193). Der interessantere Charakter ist weder der Mann, noch das Mädchen, sondern die Rivalin. Auch sie hat den wahren Sachverhalt gekannt, denn Eifersucht hat scharfe Augen. Neben dem Schmerz, den Mann, den sie liebt, zu verlieren, findet sich doch der Stolz auf ihn, der einer aufopfernden Tat fähig ist. Nach einem verfehlten Leben ist der Sträfling geneigt, sich Geld zur bequemen Altersversorgung zu erpressen. Die Frau, die keinen Rat weiß, aber die üble Nachrede fürchtet, denn sie ist eine angesehene

Frau, wendet sich an die frühere Feindin, jetzt eine alte Botenfrau. Wenn auch verachtet und arm, so ist grade sie die Rechtschaffenste. Mit ihrer hausbackenen Moral, „das Leben ist so kurz, es zahlt sich nicht, daß man schlecht wird", erinnert sie an die Burgerlies. Ihre Achtung und warme Teilnahme vermag auch noch den Strolch vom Schlechten abzuhalten und zum nützlichen Glied der Dorfgesellschaft zu machen.

„Der Versuchung unterlegen"[1]) ist die Geschichte eines Bauern, der durch den unterschlagenen Fund einer Geldsumme seinen zerrütteten Verhältnissen wieder aufhilft und dann, durch das Gefühl der Schuld getrieben, den Nachkommen des zum Selbstmord Getriebenen ein treuer Beistand wird. Das Hauptproblem dreht sich um die Person des Bauern. Echt erfaßt ist aber die Tochter des Opfers, die aus Dankbarkeit gegen den vermeintlichen Wohltäter dessen Sohn geheiratet hat. Es findet sich hier ein Gegensatz, der bei Anzengruber nur einmal auftaucht, der Unterschied zwischen dörflicher und städtischer Erziehung. Die Bäuerin ist den Dorfgenossen ein Rätsel und ein Gegenstand des Kopfschüttelns. Das aber gibt sich, als Olga sich aus Liebe zum Gatten schicken lernt.

Anders ist das Verhältnis Olgas zum alten Bauer. Er ist ihr immer der Wichtigste gewesen. Ihm hat sie ein Herz voll Achtung und Liebe geboten, während er doch nur seine Pflicht erfüllt, aber gar keine Liebe verlangt hat. Die Zurückgewiesene kann sich das Benehmen nicht erklären, die Liebe verwandelt sich in Haß und beherrscht sie dermaßen, daß sie dem Gatten nicht gerecht wird. Ihr Leben ist unglücklich und ihre Ehe vergällt.

Als der Bauer auf dem Sterbebette seine Schuld bekannt hat und der Mann nun fürchtet, die Frau werde ihn im gerechten Zorn verlassen, da ist sie wie verwandelt. Als sie klar sieht, daß die verschmähte Liebe begründet ist, da findet sie sich wieder. Sie fühlt sich durch Schuld mit dem Gatten eng verknüpft, nun hat auch sie die Verantwortung für das verschwundene Geld zu tragen, sie vergißt alle kleinlichen Nebensachen, um mit dem Gatten zusammen die Schuld zu sühnen. Verantwortung und Leid bildet den Charakter, ist ein Lieblingsthema Anzengrubers, besonders in den Erzählungen der letzten Jahre.

[1]) Letzte Dorfgänge S. 112.

„Unrecht Gut“ (L. D. 3) ist ein Beispiel, wo Leid auch den Rettungslosen erzieht. Kurdel hat geglaubt, die Liebe zu ihr würde genügen, den Heiner zu leiten und ihn zu bessern, aber sie hat nur mit seinem Leichtsinn, nicht mit seiner Haltlosigkeit gerechnet. Die schurkische Handlung seines Vaters, der dem Rohrdorfer, dem Vater des Mädchens, die Papiere von dem bezahlten Grundstück vorenthalten hat, verurteilt er, will aber doch den Vorteil davon haben und das Land behalten. Durch Ärger über den Konflikt wird Rohrdorfer zum Selbstmord getrieben. Die Tochter entsagt dem Geliebten und wird Krankenpflegerin. Des letzten Haltes beraubt, verkommt Heiner nun ganz. Das Geld ist bald vertan, er gelangt krank und müde in die Pflege Kurdels. Der Friede, den sie gemeinsam finden, veranlaßt den Dichter zu folgendem Ausspruch: „Hätte ein wahrhaft frommer Christ diesen ergeben sterbenden Burschen, dieses entsagende Mädchen belauschen können, er würde überzeugt gewesen sein, daß diesen beiden unrecht Gut gedieh, wie ja auch anderseits unverbesserliche Weltverächter uns glauben machen wollen, daß des Menschen beste Eigenschaften und erhabenste Tugenden nur durch tiefes Leid wachgerufen werden!“ (L. D. 67). Die Nebenidee, daß die Frau aus einem leichtsinnigen Menschen einen ordentlichen machen könne oder „daß die Ehe eine Korrektionsanstalt für leichtlebige Schlingel sei“, da „genug Ehen in diesem Sinne geschlossen würden“, wird scharf verurteilt. Es wird gezeigt, wie weder Kurdel mit Liebe noch die Schwester Heiners mit Vorwürfen dieses auf dem Wege der Heirat zustande bringen. Kurdel gelingt es nur dadurch, daß sie ihm Erbarmen erzeigt, nachdem er in der Schule des Leides genügend gelernt hat.

Eine schwankhafte Erziehungsgeschichte gibt Anzengruber in der „Totenbeschwörung“ (L. D. 93). Die Bäuerin will den Knecht Kilian, den sie zum zweiten Manne genommen, vollkommen machen, indem sie ihn fortwährend ermahnt und mit dem Hinweis auf die Tugenden des ersten Mannes quält. Endlich mißtraut er dem allzu vorteilhaften Bilde, das sie ihm vorhält, und erkundigt sich bei dem Bruder desselben. Nachdem er die Methode des ersten, nämlich durch Schelten und Schlagen seinen Willen durchzusetzen, auch anzuwenden droht, hat er Frieden. Ein Charakter wie die Poltnerbäuerin ist nur durch das gleiche Mittel zu regieren. Die Frau soll nicht herrschen in der Familie, ist die Lehre dieser Kalendergeschichte wie auch der nächsten.

„Gestohlenes Gut — gewonnener Mut" (L. D. 132) ist ein weiteres Beispiel von einer Ehe der Duckerschen Art, „wo einer herrscht und der andere sich kuschen muß". Das Selbstbewußtsein, das diese Frau zur Tyrannin macht, ist kein ideales und moralisches, sondern das Geld. Je mehr sich die Zahlen im Sparkassenbuch vermehren, desto stolzer wird sie. Dem Reichwerden opfert sie das Wohlbehagen der Familie, die Gesundheit des Mannes und das Glück der Tochter. Der Geiz aber verleitet sie, das Geld Gaunern anzuvertrauen und alles zu verlieren. Als die Quelle ihres Stolzes verschwunden ist, wird sie sehr demütig. Dankbar erkennt sie die Güte des Mannes an, der, ohne ihr Vorwürfe zu machen, unverdrossen weiter arbeitet, und sie läßt ihn fortan regieren. Er führt das freudige zweckmäßige Arbeiten ein, anstatt des Schindens. Er verheiratet die Tochter mit dem Mann ihrer Wahl, wobei die gegenseitige Neigung, nicht das Besitztum, den Ausschlag gibt. Über die Liebe als einzige richtige Grundlage der Ehe sagt das Mädchen: „'M lieben Viech mag's gleich gelten, ob eins oder's andre; .... aber für's menschlich' Z'samm'leben, woaß i, is a heilig' Sakrament eing'setzt, und dem Mon, mit dem ich's eingeh', muß ich G'horsam und Treu' bis in' Tod versprechen, und den Verspruch ein'm andern tun als dem, der mir wirklich ans Herz g'wachsen is, das hoaßet Gott versuchen" (L. D. 140).

Aus derselben Zeit, 1888, stammt auch die schon erwähnte Erzählung „Josel und Julie" (L. D. 171), die an die Verlobungsgeschichte im „Schandfleck" erinnert. Zwei Menschen, die in rechtschaffener Gesinnung sich innig vereint fühlen, einander immer unentbehrlicher werden, aber erst von der Umgebung darauf aufmerksam gemacht werden, daß „da sie einmal gleich sind, sie doch von rechtswegen zusammengehören".

Wie gern Anzengruber gerade das Motiv von dem wackern Paar hat, die er die „Fischblütigen" nennt, läßt sich daraus erweisen, daß er es noch in einer dritten Geschichte anwendet, in der „Andreasnacht" (L. D. 231). Wie Kaspar und Leni, getrauen sich Niklas und Stasi nicht, leichtsinnig im neuen Bunde ihr Glück zu versuchen. Der Bauer will durch ein Zeichen dem Zögern ein Ende machen. Der kleine Sohn, der die Stasi nicht ziehen lassen will, dirigiert das Orakel, um so das Paar, das zusammengehört, zusammenzubringen.

Ein ungewöhnlicher Charakter wird in der Erzählung „die Körbelflechter-Kathrein“ geschildert (L. D. 192), als eine Warnung vor dem Unglück, das durch den Aberglauben angerichtet werden kann. Als Mädchen ist Kathrein vom Vater gänzlich vernachlässigt herangewachsen, da die Mutter tot war. Sie war ein seltsames Mädchen, das mit keinem Menschen verkehrte. Ihre verschmähte Liebe zum Nachbarsohn verwandelt sich in Haß, mit dem sie ihn durchs ganze Leben hindurch verfolgt. Absichtlich gibt sie sich den Anschein, als hätte sie übernatürliche Macht. Diese besteht aber nur darin, daß sie den Todfeind und dessen Familie aufs schärfste beobachtet und dann das Kommende voraussagt oder verhindert. So macht sie ihm, wie auch dem Sohne die Braut abwendig, so verkündigt sie jedes Unheil vorher, so daß er fest glaubt, sie könne es veranlassen. Er meint, er müßte die Alte in der Selbstverteidigung erschlagen. So werden sie beide das Opfer des Aberglaubens.

Die Beständigkeit bei der Frau in der Liebe ist der Gedanke in der Erzählung „Der reiche Haidbauer“ (L. D. 210). Der reiche Bauer will die Heirat des Sohnes mit der armen, aber wackeren Magd nicht zugeben und besiegelt dadurch aller Unglück. Der Sohn kommt als Soldat um, und der Vater sitzt einsam mit seinem Gelde auf dem Hofe. In seiner Krankheit wird er von allen verlassen, bis die Sepherl, weil sie dem Toten Treue hält, dessen Pflichten übernimmt und den hartherzigen Vater in seiner ansteckenden Krankheit pflegt. Die Treue läßt sie sich nicht bezahlen; das Bewußtsein, ihre Pflicht getan zu haben, wie der Verstorbene es gewünscht hätte, genügt ihr. Nur das Geld zu einer Reise zum Grabe des Geliebten borgt sie sich, bringt es aber wieder. Der Gedanke, wie viel reicher sie in ihrer Armut ist als er in seiner Fülle, ist der leitende. Auch sie wie Phinerl im „Gestohlenen Gut“ verlangt stete Treue von der Frau. „Leut', dö 'm Glück durch dick und dünn nachlaufen, dö haschen wohl oans ihr'sgleichen, gilt gleich wen, und ob's Schritt halten kann oder z'ruckbleiben muß, is dem sein' Sach', ... wann eines aber nach ein'm reinlichen Glück innerhalb seiner vier Wänd' verlangt, so weiß es auch nur ein' einzigen, der's bringen könnt', und bleibt der weg oder geht er verlor'n, dann bescheid't mer sich lieber allein z'bleiben; 'm Unglück gegenüber kann der Mensch nit wählerisch sein, wohl aber 'm Glück ....“ (S. 226).

4. Skizzen und Märchen.

Der Zweck der Skizzen und „Federzeichnungen“ ist nicht sowohl Charakteristik als Sittenschilderung. Die größte Anzahl davon sind Wiener Beschreibungen aus dem Bürgerkreise, einige wenige aus dem Leben der höheren Kreise. Die meisten wurden in den Jahren 1877—1881, nachdem Anzengruber das „Vierte Gebot“ beendigt hatte, gesammelt als Vorarbeiten zu einem geplanten Sittenroman, der „der Sumpf“ genannt werden sollte.

Diese Skizzen zeichnen oft Kontrastfiguren zu denen in den Dramen, wie schon die Erzählungen es getan haben. Solcher Art sind die bereits in Verbindung mit „Elfriede“ genannten Erzählungen, „Sein Spielzeug“ (4, 283) und „Man kann nicht wegbleiben“. Bettelheim nennt die erstere ein Bild seiner Ehe.[1]) Der Charakter ist in beiden Skizzen derselbe: eine kindische, herzlose, oberflächliche, doch anmutige Frau, die nur Sinn für Putz und Gesellschaft hat, eigensüchtig und grausam wie ein Kind, eines tieferen Gefühls unfähig. Ihr wird diese Kindlichkeit und Unmündigkeit zum Verhängnis, als sie nach dem Tode des Gatten in die Hände eines Abenteurers gerät, der sie beraubt und sie dann in die Verzweiflung und in den Tod treibt.

In „Man kann nicht wegbleiben“ (A. H. 132) ist die Heirat Konvenienzheirat gewesen. Sie ist 19 Jahre alt, er 42. Sie ist niedlich, kennt die gesellschaftlichen Formen und fühlt sich nur in der Gesellschaft wohl. Ihr Kind sieht sie nur zuweilen. Es ist ihr wichtiger zu wissen, ob das Kleid gut sitze, ob sie vorteilhaft aussehe, was sie tragen solle. Sogar während der Krankheit ihres Mannes sind das ihre einzigen Sorgen. Als der Mann stirbt, amüsiert sie sich auf einer Gesellschaft, von der sie nicht wegbleiben kann. Er hat alles für sie getan, aber sie hat dafür kein Verständnis gehabt.

Eine komische Antwort auf die Frage, wer in der Ehe herrschen soll, gibt er in dem Märchen „Ehekräutlein“ (L. D. 243). Durch die Zauberpflanze ist die Ehe zuerst eine glückliche, weil die junge Frau beständig sagt: „Wie du willt, O Herre min“. Als aber das Kräutlein vertrocknet ist, sind beide unglücklich, bis der schon ältere Gatte den Spruch lernt: „Wie du willt, O Herrin min“.

---

[1]) Bettelheim S. 97.

„Ein böser Gast" (A. H. 167) sind Erinnerungen der Mutter an ihr unmütterliches Benehmen der Tochter gegenüber, die sich mit einem armen, aber wackeren Manne hat verheiraten wollen. Auf Anraten des Sohnes, der ihr vorgeredet hat, jener nehme das Mädchen nur des Geldes wegen, hat sie die Tochter verstoßen. Als der Sohn sie verlassen hat, nachdem er ihr das ganze Vermögen gestohlen hat, bleibt ihr nur die Bitterkeit. Die Tochter aber, die recht getan, dadurch daß sie sich ihr Glück nicht hat rauben lassen, kann jetzt der Mutter Böses mit Gutem vergelten.

Damit die Frau rechtes Glück vom falschen unterscheiden lernt, darf ihr natürliches Gefühl nicht getrübt werden, dadurch, daß sie die moderne Erziehung der höheren Kreise empfängt. Wohin diese führt, das zeigt der Dichter in der Skizze „Schlußkapitel eines Romans" (A. H. 84). Ein verhätscheltes Backfischchen, das bis in die Nacht hinein alberne Romane liest, „das dachte die Quintessenz aller Tugenden und Vortrefflichkeiten . . . als Häcksel in eine lebendige Zierpuppe hinein" (S. 87). Ihr gesundes Urteil wird durch sein glattes Äußere bestochen, sie wählt einen Charakterlosen und verschwendet ihre Treue an einen Unwürdigen.

Ein Opfer der falschen Erziehung ist auch die Frau in „Weidenweiblein" (L. D. 339). Sie wurde erzogen in dem Gedanken, daß sie alles, was sie begehrte, haben müsse. Nur der drohende Verlust des Lebens ihres Mannes erweckt das Gefühl der Verantwortung, das ihr hätte anerzogen werden müssen, und um den Preis entsagt sie dem Kleiderstaat, der bis dahin der Inhalt ihres Daseins gewesen ist.

Ein Beispiel zu der Theorie Anzengrubers, daß ein Mädchen dem ersten Geliebten die Treue halten solle, denn von einem allein könne sie das Glück erwarten, ist die Skizze „Begrabnes Glück" (L. D. 433).

Das Glück, das sich der junge Beamte und das Mädchen versprochen hatten, das hat ihnen kein anderer zu geben vermocht, das haben nur sie wahr machen können, wie auch nur sie allein es zerstören konnten. Aus Laune haben sie es zerstört. Er nimmt ein Mädchen, „das im Schlafrock geboren schien, beim Romanlesen aufgewachsen war und sich ihm zur guten Stunde an den Hals geworfen hatte". Er glaubt, dies sei Häuslichkeit, Bildung, Weiblichkeit. Das Mädchen wird die Frau eines Direktors, der „kriechend gegen den Chef, tyrannisch gegen Untergebene, grob im Hause war"; und

sie hält diese Eigenschaften für Lebensklugheit, Pflichtgefühl, Männlichkeit. Beiden kommt nur zu bald die Ernüchterung. Sie sehen, daß sie mit der Gemeinheit verbunden sind, wo sie hätten glücklich sein können. Betont wird besonders, daß die Kinder nur die Untugenden geerbt haben und der wenig vorteilhaften Seite nacharten.

„Annerl, Sannerl und Hannerl" (4, 113) ist ein Märchen, welches in humoristischer Weise lehrt, daß die rechte Frau weder die schöne noch die kluge, sondern die häusliche ist. Das hier beschriebene Ideal ist braunäugig, schelmisch, klein und flink, listig und heiter, wehrt sich gegen Zudringlichkeiten, schätzt Freundlichkeiten, kurz ist Anzengrubers Trutzige in Märchengestalt. Hier ist sie eine echte Hausfrau, die die Nadel zu brauchen versteht und auf der Stelle sieht, wo es fehlt. Wenn sie zu rasch war, gesteht sie ihren Fehler ein und macht ihn wieder gut.

Das eheliche Glück kann an der Nachlässigkeit der Frau zu Grunde gehen, wie aus der humoristischen Kalendergeschichte „Abgesprungen und aufgetrennt" zu sehen ist (L. D. 423). Die Frau besitzt die moderne Halbbildung, sie hält sich für zu gut, die altmodischen Handarbeiten zu verrichten, sie will sich nicht erniedrigen zur „Nähmamsell und Strümpfestopferin". Lieber verträumt sie die Zeit und grübelt nach über ihr Los als Unverstandene. Nachdem er eines abgesprungenen Knopfes wegen sich lächerlich gemacht und eine Versetzung verscherzt hat, folgt die Scheidung.

Wie in „Hand und Herz" nimmt Anzengruber für die mißhandelte Frau in „Makulatur" Partei (L. D. 350). Hedwig ist als Kind in ein Verfahren gegen den Lehrer wegen Sittlichkeitsvergehens verwickelt gewesen. Trotzdem sie in jeder Hinsicht hoch über dem Durchschnitt steht, sieht sich der Gatte genötigt, sich „um seiner Ehre willen scheiden zu lassen". Dies ist ganz nach dem „glänzenden Standpunkt unserer Moral, welche die Gefallenen verdammt und die Verführten verstößt, ohne von deren Verderbern und Verführern sonderlich Notiz zu nehmen". Es ist dies des Dichters eigene Fassung der Frage, wie er sie in „Elfriede" und im „ledigen Hof" verwertet hat.

Unterhaltend ist die kleine Novelle „die rechte Unrechte" (L. D. 260) aus der Zeit des Faustrechts, wo das Ritterfräulein der Gewalt nur die List entgegenzusetzen hat und darin ihre Überlegenheit zeigt. Es ist eine Variation des gewöhnlichen Satzes, daß die Frau die Überlegene ist, weil sie — geschickt — sich zu schicken weiß.

Eins der wichtigsten der Genrebilder, aus denen die Auffassung des Dichters von der Frau spricht, ist „Ein frommer Augenblick“ (L. D. 406). Er skizziert eine Dame der höheren Stände, feingebildet, vernünftig handelnd, die sich der verwaisten Kinder einer Arbeiterfamilie annimmt. Sie erzieht die Kinder nicht nach überschwenglichen Ideen, über ihren Stand hinaus, sondern nach vernünftigen liebevollen Grundsätzen. Hier faßt Anzengruber zugleich seine Ideen über die Erziehung des Volkes zusammen. Alle sollen zur Arbeit erzogen werden, am besten zum Handwerk, denn die Arbeit allein macht tüchtige Menschen. Die Mädchen müssen vor allem tüchtig und geschickt im Haushalte sein. Durch den Umgang mit honetten Menschen sollen sie sich einen Charakter erwerben, der neben ihrer Arbeitskraft den Respekt der Burschen erwirbt. „Denn unter dem Volke muß in der Ehe Respekt vor dem Weibe sein, das erzieht, sonst bleibt der Bursche, was er gewöhnlich vor der Ehe gewesen, oder er wird es gar erst als Mann, ein Lump“ (410).

Über die Bestimmung der Frau sagt Anzengruber: die Aufgabe der Frau ist, Liebe zu erwerben. Sind die äußerlichen Ursachen dazu verschwunden, so muß sie andere schaffen. „Kein Opfer wird ihr zu groß erscheinen, um für das Herz und das Haus das bißchen Liebe zu gewinnen, ohne das nun einmal kein Weib, das sich nicht selbst aufgibt, leben kann“. Es ist dies seiner Ansicht nach die Gesinnung, die den Glauben an die Tugend des Weibes bestärkt. Die Mission der Frau faßt er ferner zusammen in den Worten, die Natur habe das Frauenzimmer geschaffen, um dem Egoismus in der Schöpfung ein Schnippchen zu schlagen, so gleichsam als barmherzige Schwester in dem Kampfe um das Dasein, der über diesen Erdenplan dahinrase (L. D. 410, 413).

In den Wiener Sittenbildern wendet sich Anzengruber hauptsächlich gegen die Verkommenheit der moralischen Ansichten. Alle haben ein Thema: die Sittlichkeit der Frau. In der ersten Skizze „Wie schad'“ ist das sittliche Gefühl des Mädchens durchaus gesund, wie es im Volke sein soll (A. H. 107). Aus Unwissenheit ist Fanny als ganz junges Mädchen eine Gefallene geworden, aber moralisch nicht gesunken. Deshalb kann sie später nicht heiraten, denn sie glaubt, wie Hebbel in „Maria Magdalene“, darüber könne kein Mann hinweg, und kann es einer, dann kann sie ihn nicht achten.

Auch die „Parapluiemacher-Mali" (A. H. 121) folgt dem Gefühl ihres Herzens, als sie auf ihre Ehre hält. Erst die Lehren der Mutter, einer zweiten Frau Schalanter, die den Gewinn begehrt, machen sie „klug und praktisch". Dabei findet sich die verderbliche Schlußfolgerung dieser Kreise: Die Moral lehrt die Mädchen, „ihre Neigungen zu bezwingen, eiteln Leidenschaften zu entsagen und mit der Versorgung sich zufrieden zu geben".

Eine Mutter derselben Art ist die Kaufmannsfrau in „Muttersorge" (A. H. 96). Sie setzt ihren Ehrgeiz darein, ihre Tochter vor dem eigenen Leben der Arbeit und der strengen Pflichterfüllung zu bewahren. Sie schickt sie lieber zum Theater, damit sie da ihr Glück mache. Zehn Jahre später kehrt sie physisch und moralisch verkommen zurück.

Von gänzlicher Verkommenheit berichtet auch die Skizze „Ein braves Mädchen" (L. D. 359). Das Gefühl des Anstandes ist bei der Mutter ganz abhanden gekommen; sie hält die Tochter von Kindheit dazu an, den Männern zu gefallen, damit sie Versorgung finde. Kommt sie mit einem Gewissenlosen zusammen, so wird sie das Opfer; findet sie einen Ehrlichen, so betrügt sie ihn. Ihr Kind wird ihr aus den Augen geschafft, die Mutter bringt es auf das Land, wo es die jammervolle Existenz eines Geduldeten führt.

Wie Pepi Schalanter verkauft sich auch das Mädchen in der Erzählung „Christabend einer Leichtfertigen" (L. D. 366) um des Putzes und des Staates willen. Die nutzlose Strenge und doch ungenügende Erziehung ist schuld an dem Fall des Mädchens. Charakteristisch für Anzengruber ist, daß er auch bei ihr das „Goldkörnchen" findet: das ist die herzliche Liebe zu den Geschwistern. „Man muß einen solchen Funken nicht austreten, er ist manchmal das einzige, reine Fleckchen der Seele, und ein solches braucht auch der Schlechteste, wenn er Mensch bleiben soll" (373). Der zweite bemerkenswerte Umstand ist, daß die menschlich Denkende und Handelnde nicht die Mutter, sondern eine Alleinstehende ist, wie Agnes in „Der ledige Hof" eine weibliche Einsame, die wahrhaft mütterlich handelt.

Ein Frauentypus, jene oberflächliche, gedankenlose Frau, aus „Sein Spielzeug", findet sich auch in „Allerseelen" (4, 309). Sie ist eines jener Kinder, „die wohl altern, aber nie groß werden, und die glauben, sie seien Weib geworden, weil sie verheiratet gewesen".

„Ein Wiedersehen" (A. H. 67) beschreibt eine Barbara Schalanter. Die tiefste Armut wird als Glück angesehen im Vergleich mit dem moralischen Elend der Verkommenen. Das Elend wird dadurch bewirkt, daß die Eltern die Tochter zwingen, einen Lumpen zu heiraten, um ihre Ehre zu retten. Dasselbe Motiv wurde schon in „Herzfalte" und der Episode des Altlechner in den „Kreuzelschreibern" behandelt.

In dem Sittenbild „Der gekränkte Gatte" (L. D. 374) ist die Frau das Opfer der Habsucht des Mannes, der sich nicht entblödet, von der Schande seiner Frau sein üppiges Leben zu bestreiten.

In den Skizzen aus dem Bauernmilieu, wie in den Wiener Zeichnungen, ist die Absicht des Dichters, Tendenzen zu betonen und Kritik zu üben. In den „Märchen des Steinklopferhans" (5, 103) bespricht er verschiedene Fragen, besonders solche, die weitverbreitete Ansichten bekämpfen. In „Hans und Gretl" (5, 107) zeigt er, daß Armut kein Hindernis einer glücklichen Ehe ist, weil „sie sich zu zweien leichter tragen lasse". In „Versuchung" (5, 139) lehrt er, daß eine Ehe zwischen alt und jung sogar zum Verbrechen führen kann. In der „G'schicht' von dö alten Himmeln" (5, 157) betont er, daß nicht das Beten, sondern das Arbeiten, und zwar sechs Tage davon in der Woche, die Hauptsache sei. Dieselbe Idee wird wiederholt in „Zu Fromm" (5, 75).

„Hartingers alte Sixtin" (3, 121) legt ein gutes Wort ein für entlassene Sträflinge. Der Bauer, der sich der Ausgestoßenen annimmt, ihr Arbeit und Frieden gewährt, wird dadurch belohnt, daß die Alte, die Kindesmörderin, durch die Erzählung ihrer Erfahrungen die Tochter vor Leichtsinn und Schande bewahrt.

Der Leichtsinn der Burschen und Dorfschönen wird in „Ein Dorfidyll" (A. H. 37) gekennzeichnet und die Gewissenlosigkeit der Männer im Belügen der nur zu leichtgläubigen Mädchen, wie schon früher in der „Trutzigen".

„Eisblumen" ist die Schilderung einer durch den Verlust des Kindes verkommenen Frau, die durch die Erinnerung nur zeitweise aus dem Sumpf erhoben wird (A. H. 19).

„Unter schwerer Anklag" (4, 15) ist das Experiment eines Ehepaares, sich gegenseitig die Untugenden durch Schelten und Vorwürfe abzugewöhnen. Als der Mann aber in ernstliche Gefahr

gerät, unschuldig verurteilt zu werden, da besinnt sich die Frau auf ihre Liebe zu ihm. Mit klugem, einsichtigem Handeln beweist sie die Unschuld des Mannes, der sich in der Angst nicht verteidigen kann. Die ausgestandene Angst heilt sie von der Lotteriesucht und ihn vom Trunk.

Wie im „Schandfleck" die Kinder den Vater ausweisen, muß in „Grünes Reis unterm Schnee" (3, 145) die Mutter eine Unterkunft suchen, die sie bei einem früheren Liebhaber, einem Einsamen, findet.

Die Ehe ist das Thema einer Reihe von schwankhaften Erzählungen. „Nitgehn, tantats" (4, 147) erzählt von dem Unbestand der Ehe zwischen Alten und Jungen. Daß der rechte Gatte weder der Spieler noch der Trinker ist, was sie auch sonst für glänzende Eigenschaften haben mögen, das ist der Schluß von „Wenn einer es zu schlau macht" (4, 93). Nur der Ernste, Tüchtige darf auf Erfolg rechnen. Wenn der Mann es noch so schlau anfängt, die um das Wohlergehen ihrer Kinder besorgte Frau ist ihm doch überlegen und wählt sicher, wenn sie das Herz befragt.

Die Gefallene darf nicht gezwungen werden, der äußeren Ehrenhaftigkeit wegen einen Charakterlosen zu heiraten, lautet die Mahnung in der „Herzfalte" (3, 323), wenn nicht größeres Unheil heraufbeschworen werden soll. Es ist ein weiteres Beispiel von den Folgen des Mangels einer rechten Familienerziehung.

Daß „Weiberlaunigkeit" auch die Ursache eines Verbrechens werden kann, ist das Nebenproblem in „Wahl im Bösen" (L. D. 68). Ein übertrieben schwankhaftes Gegenstück zur Skizze „Wie schad" ist „Liesel, die an den Teufel glaubt" (3, 293). Im Grunde hat sie dieselbe Anschauung wie die Weber-Fanny in „Wie schad", wenn sie es auch anders motiviert.

In der kleinen Sammlung von Wiener Skizzen „Bekannte von der Straße" finden sich kleine Charakteristiken in der Schlöglschen Art. Hauptsächlich Wiener Typen sind diese Genrebilder, der Professor, der ganz Gewohnheitsmensch geworden ist, der „Wilde" im Prater, der angeschwärmte Literat. Nur wenige Frauentypen sind in der Sammlung. „Die Freundin" (B. S. 55) ist die Jugendgespielin, die Vertraute eines jungen Arztes. Er ist so an ihre Teilnahme gewöhnt, daß er ihre

Neigung gar nicht beachtet und eine Konvenienzehe eingeht. Erst als sie ihn in seiner ansteckenden Krankheit, als er von allen verlassen ist, pflegt, erkennt er, an welchem Schatz er achtlos vorübergegangen ist. Als er über die Frau klagt, rät sie ihm: „Verstehen Sie sich mit ihr, in dem einzigen, wo Sie auch ihr verständlich sind, in der Neigung“. Dieses „Einanderverstehen“, von Jugend auf miteinander bekannt sein, wird als ein idealer Grund für eine glückliche Ehe angesehen. Ganz besonders betont er den wunderbaren Einfluß einer reinen, gütigen Frau (B. S. 135).

In dem andern kleinen Genrebild „Alte Liebe“ (B. S. 151) beschreibt er eine eigentümliche Frauengestalt. Ein alter, pensionierter Beamter findet die früher sehr verehrte Gespielin in dürftigen Verhältnissen und nimmt sie in sein Haus. Willig folgt sie, doch ohne je ihre Dankbarkeit zu zeigen. „Sie blieb immer zurückhaltend, er immer gleich fügsam.“ Aber doch will sie keine Versorgung von ihm. Sie weiß, „wenn seine Stunde kommt . . . und er vorangeht, sie wird die Vorwürfe nicht sparen und ihm — nachfolgen“.

Viertes Kapitel.

Ergebnis der Arbeit.

Die moderne Literatur hat sich seit Hebbel und Ibsen besonders viel mit Frauencharakteren und Frauenproblemen beschäftigt, so daß der Mann etwas in den Hintergrund geraten ist. Berg sagt davon,[1]) daß das dämonische Weib den dämonischen Mann, den Faust, Don Juan, Byron abgelöst habe, daß die Natur beim Weibe noch einmal und noch wilder hervorbreche als bei dem durch die Zivilisation erschöpften, durch den Staat gezähmten Männergeschlecht.

Zwar ist es wahr, daß sich schon bei Schiller und Goethe überragende Frauencharaktere finden; doch ist der Gesichtspunkt ein anderer als der der späteren Dichter. Die Klassiker behandeln die Frau mehr vom allgemein menschlichen Standpunkt. Die Idealgestalten einer Jungfrau von Orleans oder Maria Stuart sind groß, weil sie menschlich hoch stehen, nicht weil sie Frauen sind, denn dieselben Tugenden würden auch auf den Mann passen. Auch die Wahrheitsliebe der Iphigenie ist dem Manne in gleichem Maße eigen, als allgemein menschliches Ideal.

Aber schon Kleist behandelt die Frau als Geschlechtswesen, die andern Gesetzen als der Mann unterworfen ist und daher eigene Rechte wie auch eigene Grenzen hat. Käthchen von Heilbronn zeigt die weiblichste Tugend, die Hingabe, in ihrer höchsten Vollendung; Penthesilea ist die Frau, die sich über die Grenzen ihrer Natur erhebt und daran zu Grunde geht.

Noch größere Bedeutung gewinnt die Frau und ihre Natur bei Hebbel. Er behandelt nicht nur eine Reihe hervorragender Frauengestalten, wie Kriemhild, Genoveva und Agnes Bernauer, sondern das

[1]) Der Übermensch, S. 210.

Weib, seine Rechte und Schwächen werden Hauptproblem, wie z. B. Mariamne. Auch er kennt die Frau, die sich über die eigene Natur erhebt und dafür büßt, wie an der Judith zu sehen ist. Er verherrlicht in der Rhodope die Hüterin der Sitte, zeigt die Frau als Opfer der Sitte in „Maria Magdalene". Am entschiedensten nimmt er Partei für die Rechte der Frau und schildert sie als dem Manne ebenbürtig, wenn auch anderen Wesens als er, in „Herodes und Mariamne".

Grillparzers Teilnahme für die Frau war anderer Art. Nicht so sehr die Rechte der Frau als ihr Charakter und ihr Seelenleben beschäftigen ihn besonders. Er beschreibt vor allem die handelnde Frau, die in der Liebe ihre Vollendung sucht und findet. Er hat in seinen Werken die liebende Frau jeder Art verkörpert. Sappho, die Künstlerin, bezahlt ihre Kunst mit ihrem Glücke; Medea zeigt, wie die betrogene Liebe sich rächen kann, denn stark wie ihre Liebe ist ihr Haß. Die Hingabe des Weibes ist der Grundton in „des Meeres und der Liebe Wellen", denn hier ist die Liebe identisch mit dem Leben der Frau. Die bedeutendste von allen seinen Frauen ist Libussa, die Verkörperung der Stärke des Weibes und der Grenze seines Wesens, seiner Mission und seiner Schwäche. Der Dichter hat eine wunderbare Galerie bedeutender Frauengestalten geschaffen, die den Männern meistens an Tatkraft und Lebensmut überlegen sind. Unverkennbar ist die Verwandtschaft dieser Anschauung mit der Anzengrubers.

Der Gedanke, daß die Frau die Hüterin der Sitte ist, wie wir ihn schon in den Klassikern finden, gewinnt immer mehr Umfang in den Werken der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist dies die Anschauung Auerbachs. Aus dem Bauernkreise nimmt er den Frauencharakter, der sogar Fürsten beeinflußt (Gertrud in „Auf der Höhe"). Entschieden betont er die Tatkraft und die Energie der Frau in den Dorfnovellen, in „Barfüßele", in „Ivo, der Hajrle" und in den meisten andern.

Dieselbe Tatkraft, dasselbe unbeirrte Gefühl der Sittlichkeit, dasselbe lebendige, energische Wesen der Frau betont Otto Ludwig in den „Makkabäern" und in der „Heiterethei". Auch bei Gottfried Keller zeigt sich dieses Ideal in „Frau Regel Amrain", sowie in andern Charakteren seiner Novellen.

So hat die Frau nach und nach einen immer größeren Raum in der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts eingenommen. Es ist daher selbstverständlich, daß auch Anzengruber, der durchaus modern denkt, der Frau einen hervorragenden Platz in seinen Werken einräumt. Inwieweit das geschehen ist, soll im Nachfolgenden nach einigen leitenden Gesichtspunkten kurz zusammengefaßt werden.

Rein numerisch ergibt die Untersuchung folgendes: Von Anzengrubers 20 Dramen beschäftigen sich zwei besonders mit männlichen Charakteren[1]). In drei weiteren ist die Frau durchaus passiv, aber auch der Mann nicht besonders tätig, denn es handelt sich mehr um soziale Verhältnisse als um Handlungen[2]). In sieben, in denen die Frau zwar nicht die Hauptstelle einnimmt, ist doch grade sie das treibende Element, so daß sie neben dem Helden eine durchaus ebenbürtige Stelle behauptet.[3]) In den übrigen sieben ist sie die allein maßgebende Figur, ihr Problem das Problem des Stückes. Sie gibt dem Stück nicht allein den Namen, sondern ihre Persönlichkeit überwiegt, so daß die männlichen Charaktere zu ihren Gunsten benachteiligt sind.[4]) Die beiden Romane sind ihr gewidmet. In den Erzählungen besteht dasselbe Verhältnis wie in den Dramen. Von den vierundneunzig kürzeren Erzählungen handeln sechsundzwanzig hauptsächlich von Frauen, nur neun haben männliche Helden, in dreißig spielen beide Geschlechter eine gleich wichtige Rolle, die übrigen sind allgemein gehalten.

Vergleicht man nun die relative Bedeutung der Vertreter der beiden Geschlechter in den Dramen miteinander, so findet man, daß die bedeutenden Männercharaktere nur in wenigen Fällen die Helden der Dramen sind. Rechnen wir sie aber trotzdem zu den Hauptpersonen, denn sie greifen meistens bestimmend ein, so ist doch die Zahl der wichtigen weiblichen Charaktere bedeutend höher, was schon in der Wahl der Probleme begründet ist. Eigentlich handelnd treten auf der Pfarrer von Kirchfeld, der Meineidbauer, der Einsam; außer-

---

[1]) Alte Wiener. — Stahl und Stein.

[2]) Aus dem gewohnten G'leis. — Der Faustschlag. — Die Tochter des Wucherers.

[3]) Der Pfarrer von Kirchfeld. — Der Meineidbauer. — Die Kreuzelschreiber. — Der G'wissenswurm. — 's Jungferngift. — Der Doppelselbstmord. — Das vierte Gebot.

[4]) Der ledige Hof. — Die Trutzige. — Hand und Herz. — Elfriede. — Heimgefunden. — Der Fleck auf der Ehr. — Brave Leut' vom Grund.

dem sind wichtig Thomas in „Heimgefunden" und Kernhofer. Ihnen stellen sich Anna Birkmeier, Vroni, die Horlacherlies, die Hübnerlies, Käthe in „Hand und Herz", Agnes im „Ledigen Hof", Mali in „brave Leut' vom Grund", Franzl im „Fleck auf der Ehr" und Elfriede würdig zur Seite. Für die Steinhofbäuerin und Leni im „Schandfleck" lassen sich keine gleichbedeutenden Männercharaktere anführen. Für den Wurzelsepp, den Steinklopferhans, den Hauderer haben wir die Burgerlies, die alte Herwig, Frau Hammer in „Heimgefunden", die Kleebinderin. Von bedeutenden, wenn auch weniger wichtigen männlichen Charakteren könnte man weiter namhaft machen Georg Friedner, den Hubmeier, Thomerl, den Sternhofbauer, aber ihnen ließen sich an die Seite stellen Toni in „Stahl und Stein", die Poltnerbäuerin, Brigitte im „Pfarrer von Kirchfeld", Frau Schön, Agnes Hutterer, Sephi in den „Kreuzelschreibern", Sali in „Alte Wiener" und andere.

Wichtiger als ihre zahlenmäßigen Beziehungen ist die Charakteristik der beiden Geschlechter. Das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander beruht auf einem gegenseitigen Geben und Nehmen. Doch hat die Frau entschieden das Übergewicht, weil sie sich durch die Verhältnisse weniger beirren läßt, sondern ihrem sittlichen Ziele zustrebt und den Mann veranlaßt, ihr zu folgen. Beispiele dieser Art sind Anna Birkmeier, die den Pfarrer sicher und zielbewußt führt, Mali vom Grund, die Hübnerlies, die Horlacherlies und Sali, die sich alle ihren Gatten bilden und erziehen. In ihrem gesunden Instinkte sind sie weit bewußter und weit klüger als die Männer um sie her.

Sittenberger[1]) in seiner Abhandlung über Anzengruber zeigt, warum der Dichter die Frau als die Überlegene darstellt. Des Mannes Leistungen erwüchsen erst aus dem Boden der Kultur, die ihren seien im natürlichen Berufe begründet. Sie sei darum unbefangener, gleichsam menschlicher, lebendiger als der Mann Sie. habe immer das richtige Gefühl für die Situation; so unvermerkt wie klug und sicher wisse sie zu führen, und der Mann unterwerfe sich ihr immer. Dem Manne komme es vor anderm darauf an, Mann zu sein. Das gute, kluge Weib aber wolle nichts sein, als ein unbefangener, unverfälschter Mensch.

---

[1]) Sittenberger S. 367—368.

In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, daß Anzengrubers männliche Charaktere fast alle „einschichtige“ oder doch vereinsamte sind. Bei näherer Prüfung findet sich kein einziger Verheirateter, der sich an Bedeutung mit den andern vergleichen kann. Der Meineidbauer, der Hauderer, Reindorfer und Grillhofer sind seit vielen Jahren Witwer, der Pfarrer, Wurzelsepp, Steinklopferhans, Kernhofer, Thomas sind unverheiratet, während alle wichtigen Frauencharaktere verheiratet oder verlobt sind. Der Grund dafür ist, daß Anzengruber ungewöhnliche Gestalten besonders liebt. Der Mann aber bewahrt seine Ursprünglichkeit besser abseits der Gesellschaft, während die Frau, weil sie unmittelbarer und zäher ist, sich eher allen Einflüssen ihrer Umgebung zum Trotz behauptet[1]. Weiter verliert der Mann, der sich im Interesse und zum Wohle der Familie unterordnet, viel von seiner Eigentümlichkeit, während die Frau in der Familie ihre naturgemäße Entwicklung findet. Was ihre Eigenart betont und verschärft, wirkt nivellierend auf den Mann.

Diese Überlegenheit der Frau liegt nicht in Äußerlichkeiten. Sie beruht vor allem in dem Sittlichkeitsgefühl der Frau, in dem Bewußtsein, daß das, was sie sucht und wünscht, das Richtige ist, das Beste für sie und für die Familie. Nicht Vernunftgründe dürfen sie bestimmen, weil die wandelbar sind, sondern das Gefühl, der natürliche Instinkt.

Anzengruber, wie Pestalozzi, Bitzius und Rosegger, fühlte sich berufen zum Erzieher seines Volkes „zur höheren Menschlichkeit, die zur Menschenliebe führt“ (5, 8). Seine Weltanschauung beruht auf wenigen elementaren Grundideen. Er glaubt an die verjüngende und regenerierende Kraft des Volkstums. Durch die naturgemäße einfache Betätigung will er den Volksstamm gesund erhalten. In den Vorworten zu den Dorfgeschichten (4, 5) nennt er den Dichter einen Priester, der nur eine Göttin hat, die Wahrheit, und nur eine Mythe, die vom goldenen Zeitalter, doch nicht in die Vergangenheit gerückt, ein Gegenstand vergeblichen Sehnens und Träumens, nein, aller Zukunft voraufleuchtend, ein einziges Ziel aller freudigen Ahnung und alles werktätigen Strebens (4, 7).

---

[1]) Vergl. Sittenberger S. 367—368.

In dem früher erwähnten Briefe an Rosegger spricht er von ihrer Bestimmung, den andern Brüdern den Weg in die freiere Luft, zum Licht und in die Freiheit zu bahnen[1]).

Die Liebe zur Wahrheit macht ihn zum großen Realisten, denn weil er das Wohl des Volkes am Herzen hat, will er wie ein Lehrer Schäden aufdecken, aber auch Vorbilder darstellen, die zur Nachfolge ermuntern sollen.

Sein Erziehungsprinzip ist praktisch und höchst einfach: die Wahrheit sprechen, die Wahrheit lehren und predigen, nach der Wahrheit handeln; besonders den konventionellen Lügen, auch wenn sie von der Gesellschaft anerkannt und von der Kirche erlaubt sind, entgegentreten.

Als Mittel zur Erziehung des Volkes nennt er nur eines: die Familie. Die Familie soll der Mittelpunkt aller moralischen Erziehung sein und die Frau das treibende und erhebende Element in der Familie. Es ist deshalb nötig, daß die Frau unentwegt der Natur und dem Sittengesetz, das „ewig" ist, treu bleibt. Sie darf nicht durch oberflächliche Ideen, gesellschaftliche Konvention, durch Halbbildung noch durch falsche Bewertung von Wichtigem und Unwichtigem verwirrt werden. Sorgfältig erzogen, durch die Arbeit im Gleichgewicht erhalten, wird sie dem gesunden Instinkte des Menschentums folgen und so fördernd und erziehend wirken.

Weiter liegt die Überlegenheit der Frau nach Anzengruber auch in dem Anpassungsvermögen der weiblichen Natur, wo „der Mann von Stein ist, ist sie von Lehm" (2, 200), „worunter sie noch zur Seit' weichen kann, darunter zerbröckelt er". Weil sie sich anpassen kann, regiert Sephi den Gelbhofbauer, nur so widersteht Pauli dem Eisner, so kann die alte Frau Hammer dem Sohn eine Stütze werden. Der Weg, wie sie ihr Ziel erreichen, ist ihnen unwichtig. „Frauen sind auf der Welt angewiesen, sich in mehr zu schicken, als den Männern beschieden ist und sein kann. Sie sehen es daher nicht gern, wenn einer mit dem Kopf durch die Wand rennen will" (L. D. 44). Die Frauen sind endlich auch widerstandsfähiger. Das Unglück, das den Jakob im „Meineidsbauer" zu Grunde richtet, kräftigt die Schwester. Die Schuld und das Verhängnis, die den Müller-Flori im „Schandfleck" in den Tod treiben, läutern und reifen Leni und erziehen sie zum Weibe.

---

[1]) Briefe 1, S. 110–121.

Anzengruber schildert die Frau auch als die Tatkräftigere. Fast alle seine Männergestalten haben etwas Weiches, Resigniertes. Sie sind mehr oder weniger alle Philosophen, gehören alle zu den „Sinnierern". Anzengruber hat diesen Typus wenn auch nicht geschaffen, — denn er findet sich bereits bei Keller, Auerbach und Ludwig, — so doch weiter ausgebildet. Dieser Typus verkörpert das menschlich denkende, warme Mitgefühl Anzengrubers für alle vom Schicksal Vernachlässigten. Er hatte den Blick, edles menschliches Gefühl auch bei den Verachtetsten aufzuspüren und das „Goldkörnchen" bei den Ausgestoßenen zu entdecken. Er ist gerade den Stiefkindern der Natur gerecht geworden und hat eine Reihe dieser Gestalten geschaffen. Vom verbitterten Wurzelsepp gelangt er zum philosophisch-heitern Steinklopferhans, dessen Gedanken sich schon in dem ersten erhaltenen Briefe Anzengrubers finden, — von diesem auf den liebenswürdigen Hauderer. In diesen Gestalten ist eine Seite seiner Natur verkörpert. Auch er war vom Schicksal hart behandelt worden, er war infolgedessen oft schweigsam und gedankenvoll, zu Zeiten schwermütig ernst, wenn auch nicht hoffnungslos. Seine tatkräftige Natur aber, die ihn stählte, immer wieder mutig und frisch den Kampf des Lebens aufzunehmen, die hat er durch die Frauen und nur durch die Frauen verkörpert. Vroni hat seine Kampfbereitschaft, die Horlacherlies seinen Lebensmut; alle positiven Eigenschaften seiner Natur hat er den Frauen verliehen, mit denen sich weder der Steinklopferhans noch irgend ein anderer an Lebensgefühl und Entschlossenheit messen kann. Zwar entwickeln die späteren männlichen Gestalten mehr Tatkraft als die früheren. Kernhofer und Thomas handeln mehr als sie denken, doch die Festigkeit der abgerundeten Frauencharaktere erreichen sie nicht. Wieviel stärkeres Wollen zeigt nicht Sali als Kernhofer, wie ungleich kräftiger ist nicht die Mutter als Thomas.

Noch bevorzugter aber wird die Stellung der Frau in der Welt Anzengrubers durch den Einfluß, den er ihr zuschreibt, und die Verantwortung, die er ihr auferlegt. Als sittlicher Erzieher des Volkes wendet er sich besonders an die Frauen. Ihnen schreibt er heilende, sittigende Kraft zu, sie hält er verantwortlich für das moralische Wohl der Familie. Jeder Verkommene unter den Charakteren hat die Mutter entbehrt, oder diese hat ihre Pflicht nicht getan. Solche Vernachlässigte sind Friedner in „Hand und Herz", Leonhard im

„Ledigen Hof", das Diebsannerle, der Einsam und andere. Dagegen sind Julie in „Josef und Julie", Anna Birkmeier, die Horchlacherlies durch die Familie zu tüchtigen Menschen erzogen. Das einzige Beispiel, wo ein Mann die sittliche Erziehung leitet, findet sich der besonderen Umstände halber im „Schandfleck".

Die Verantwortlichkeit der Frau betont der Dichter in direkten Aussprüchen über die Mutter und die Familie, meistens aber verkörpert er seine Ideen durch die Gestalten und Geschicke, die er uns vorführt. So entstand jene Galerie edler, idealer Frauengestalten, der zufolge ihm der Name eines „Frauenlob" mit größerem Rechte zukommt als jedem andern Dichter des späteren Jahrhunderts.

Auf die Frage, wie solch ein durchaus männlicher Dichter dazu kam, grade den Frauen einen Ehrenplatz in seinen Dichtungen einzuräumen, da er doch, wie die Männercharaktere zur Genüge beweisen, fähig gewesen wäre, eine gleich stattliche Reihe männlicher Figuren zu schaffen, lassen sich verschiedene Gründe angeben. Wie schon gesagt, ist es erstens darin begründet, daß er der Frau eine solch wichtige Rolle in der sozialen Reform anweist. Diese soll von ihr ausgehen, sie soll sich reformieren und dann Führerin des Mannes und der Familie sein.

Anzengruber ist aber auch zweitens ein durchaus modern empfindender Dichter, der seine Probleme vorzugsweise aus den schwebenden Zeitfragen wählt. Man kann es am besten daran sehen, daß sich zu so vielen seiner Werke Parallelstücke bei andern Dichtern finden, zum Beispiel der „Pfarrer von Kirchfeld" hat ein Gegenstück in Saars „Innocenz" und in dem von Rosegger angefangenen, aber nicht vollendeten „Dorfkaplan"[1]), Elfriede in Nora, „der ledige Hof" in Björnsons „Handschuh", „das vierte Gebot", in den „Gespenstern". So war es natürlich, daß er im neunzehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Frau, sich mit ihren Problemen beschäftigte.

Noch ein anderer Grund liegt in der Natur seines künstlerischen Schaffens. In einem Briefe an Rosegger[2]) gibt er darüber Aufschluß. Er sagt, daß er als intuitiv schaffender Dichter aus flüchtigen Begegnungen und wechselnden Bildern mehr Anregung gezogen und bleibendere Eindrücke gewonnen habe als im ständigen Verkehr und in dauernder

[1]) Bettelheim S. 87.

[2]) Briefe II, S. 91.

Umgebung; daß er daher die Bauern, die er während seiner Wanderjahre oft besucht habe, so erfaßt habe. Auf die Weise läßt es sich erklären, wie er die ihm fast unbekannte Frauenseele intuitiv richtig erfaßte.

Aber schon durch die Wahl des Milieus war die Stellung der Frau die gegebene. Die Frau in den Bauern- und Bürgerkreisen ist durch gleiche Bildung wie auch durch die Arbeit viel enger mit dem Manne verbunden. Im Laden, auf dem Lande, wie im Geschäft arbeiten beide Geschlechter miteinander. Hier nimmt im Kampf um das Dasein das Weib eine bedeutende und verantwortliche Stellung ein, so daß von Mißachtung, Untergeordnetsein, Mangel an Gleichberechtigung keine Rede sein kann. Daher ist es natürlich, daß das einzige Stück, das dieses Thema behandelt, in höheren Kreisen spielt. Die Gefahr liegt eher nahe, daß die Frau Rechte beansprucht, die ihr nicht zukommen, wie der Dichter in der Poltnerbäuerin, an der Mutter in „Gestohlenes Gut“ und in der „Totenbeschwörung“ humoristisch veranschaulicht.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Anzengruber bewußt der Frau die wichtigere Stelle zugewiesen hat. In seiner Auffassung und besonders in der Betonung des sittlichen Zwecks der Familie ist er eigenartig. In dieser Hinsicht unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen, trotzdem er fortschrittlich gesinnt ist und viele moderne Tendenzen in seinen Dramen zu finden sind. Er gesteht dem Individuum, besonders der Frau, nicht das Recht der eigenartigen Entwickelung zu, welches sie ihrem Berufe entfremden würde. Er erkennt die Emanzipation nicht an. Die Frauen, die er kennt, dürfen ihren Beruf nur in der Familie ausfüllen, trotzdem es doch so nahe gelegen hätte, einen andern Beruf zu behandeln, da er nicht allein Schauspielerinnen kannte, sondern auch eine Dichterin zur Freundin hatte.

Von den Modernen unterscheidet er sich ferner darin, daß er keine individuellen Probleme, keine besonders gearteten Naturen einführt, die dem Leben nicht gewachsen sind. Das verbietet ihm seine echt gesunde Lebensanschauung; seine Charaktere sind niemals unheilbare Pessimisten, sondern vielmehr Optimisten, die des Dichters bejahende Lebensphilosophie selten verleugnen. Wenn er auch dem Realismus keineswegs aus dem Wege geht, so gewinnt er doch dadurch, daß er die positive Seite des Lebens betont, dem Leben eine hoffnungsvolle

Seite ab. Das ist um so bemerkenswerter, da er mehr als mancher andere moderne Dichter Grund hatte, entmutigt und schwermütig zu werden. Doch wenn er auch die Rätsel nicht löst, verliert er doch nicht den Mut, sondern hebt in Moorhofers Traum hervor (5, 243), wie viel schwerer es unsere Vorfahren hatten.

Wie in der Lebensauffassung und der Auffassung der Pflicht, so unterscheidet sich Anzengruber auch in der Charakterisierung des Weibes von den Modernen. Das Weib, das er kennt, läßt sich nicht von der Sitte knechten, wie Maria Magdalene. Sie ist aber auch nicht das nervöse, übersättigte, fast geschlechtslose Weib, wie Magda, Hedda Gabler oder Anna Mahr. Einfach, mit gesunden Anschauungen, will sie ganz Weib sein und bleiben, dem Manne eine Gehilfin und sein bester Kamerad. Darum gibt sie sich auch nicht mit Fragen über das eigene Recht und des Mannes Recht ab, ob er herrschen soll oder sie. Ihr Ziel, das Beste für die Familie zu erreichen, behält sie fest im Auge, und so kann sie und will sie alles werden, was nötig ist, um den Mann zu ergänzen. Die Natur hat sie schmiegsamer geschaffen, so daß sie die nötige Form annehmen kann und vereint mit dem Manne ein Ganzes bildet. Solcher Art sind die Frauen Anzengrubers.

Fragen wir bei Anzengruber, inwieweit man die Aussprüche seiner Charaktere als seine eigenen Anschauungen annehmen kann, so ist leicht zu beweisen, daß er sich fast immer mit seinen Charakteren identifiziert. Nicht allein liegt seine Anschauung meistens schon klar ausgedrückt in der Wahl des Stoffes; man kann fast jede Frage mehrere Male behandelt finden und niemals in widersprechender Weise. Zum Überfluß finden sich noch direkte Aussprüche, die zerstreut in den Erzählungen stehen. Anzengruber betrachtet sein Amt als Volkserzieher als Herzenssache. Wie ein Prophet hat er nur wenige, wichtige Grundgedanken, die er aber mit großer Kraft und wunderbarer Anschaulichkeit verbildlicht.

Bei dem großen Übergewicht, das er den Frauen einräumt, ist es wichtig, die Typen und Figuren, die er beschreibt, zu beachten. Rein äußerlich genommen, stammen sie fast alle aus den mittleren Kreisen der Wiener Bürger und der oberösterreichischen Bauern. Einmal versuchte er eine Fürstin darzustellen in Bertha von Frankreich, vollendete aber nur den ersten Akt, worin sie nicht erscheint. Bei den wenigen Frauen der höheren Kreise war er nicht Herr seines Stoffes, so daß die Tendenz allein

hervortritt, die Personen aber konventionell geblieben sind. Die Wienerinnen aber sind lebende Gestalten, die den Bauern ebenbürtig sind.

Anzengruber, der der Natur treu folgt, kennt nur die Gattin und die Mutter. Alle Frauencharaktere lassen sich in diese zwei Gruppen teilen. Die einzige, die noch anderweitig Bedeutung beanspruchen kann, die Sternsteinhofbäuerin, will er ausdrücklich als Ausnahmefall aufgefaßt wissen. Seine Frauen sind deshalb hauptsächlich junge Mädchen, die im Begriff sind, eine Ehe einzugehen, oder ältere, die zu dem Typus Mutter gehören. Solche, die um die Ehe betrogen werden, darum nicht zu den Gattinnen gehören, nehmen doch die Pflichten der Mutter an fremden Kindern auf sich, wie Agnes Bernhofer, Mathilde Oehrlein und die Dame in der Erzählung „Ein frommer Augenblick"; in dieser Geschichte wird ausdrücklich bemerkt, daß jede Frau, die sich nicht selbst aufgibt, solches tut, um Liebe zu gewinnen (L. D. 412). In der Reihe der Frauengestalten steht am höchsten die Mutter. Zu dieser Gruppe gehören Frau Hammer, die alte Herwig, Frau Schön, die Kleebinderin, die Burgerlies und einige flüchtiger gezeichnete, wie Brigitt im „Pfarrer von Kirchfeld" und die Moserin im „Fleck auf der Ehr" und andere.[1]) Keine andere Gestalt in den Werken ist dermaßen von dem Dichter verklärt worden. Auch die mitleidsvolle Teilnahme der Sinnierer kann mit der segenspendenden Tätigkeit dieser Gruppe nicht verglichen werden. Von ihr sagt der Dichter in dem schon angeführen Zitat, sie sei geschaffen, um dem Egoismus in der Natur ein Schnippchen zu schlagen, als barmherzige Schwester in dem Kampf um das Dasein (L. D. 413). Die erziehenden Frauen hat Anzengruber mit den andern Volksschriftstellern gemeinsam, nicht aber diese Charaktere; sie sind das Eigenste, das Tiefste, das Poetischste, was er geschaffen.

Weit in den Hintergrund gedrängt werden von diesen Frauen die gewissenlosen Mütter, die ihre Pflicht vernachlässigen, wie Frau Hutterer, Barbara Schalanter und ihre Schwestern in den Wiener Skizzen zu dem geplanten Roman „Sumpf". Schon durch die Zahl wie durch die geringe Aufmerksamkeit, die ihnen erteilt wird, verschwinden sie fast. Ebenso wird die schwache Mutter, die die Tochter nicht erzieht, Frau Hutterer im „Vierten Gebot", schnell übergangen.

---

[1]) Die Horlacherin. — Mutter des Meineidbauern. — Frau in „Ein frommer Augenblick". — Bäuerin in „umgekehrte Freit".

Die nächste große Gruppe sind die Ehefrauen. Diese teilen sich in moralisch hochstehende, bei weitem die größere Zahl, und in indifferente. Zur ersten Gruppe gehören Anna Birkmeier, Vroni, die Trutzige, Leni und ihresgleichen, im ganzen zehn Charaktere. Zu zweiten Gruppe gehören Regerl im „Jungferngift", Agerl im „Doppelselbstmord", Sepherl in den „Kreuzelschreibern", die Poltnerbäuerin und ihre Gruppe und einige mehr. Außerdem kommen besonders in den Kalendergeschichten eine Reihe von Frauen vor, die durch Aberglauben, Lotteriesucht, Schelten und Unordentlichkeit ihre Pflicht versäumen.

Anzengruber übersieht keineswegs die Schwächen der Frauen. Als typische Schwäche nennt er die Launenhaftigkeit und Unbesonnenheit. Gerade für diese beiden führt er einen Entschuldigungsgrund an. Die Unbesonnenheit der Frau ist ihrer Natur notwendig, wie in der „Trutzigen" gezeigt wird, damit sie sich zu dem ungleich schwereren Lose versteht (S. 292). Die Laune der Frau liegt oft begründet in der Ungerechtigkeit des Mannes, wenn er es sie zu stark empfinden läßt, daß er sie als Weib verachtet. Ein Beispiel davon ist Pauli in „Stahl und Stein".

Die kleineren Schwächen der Frau reizen ihn zu gelegentlichen Aussprüchen. So heißt es von ihrer Schwatzhaftigkeit: „Eva konnte es nicht unterlassen, der Schlange zu klatschen, was Gott Vater gesagt hätte, aus welcher Tratscherei bekanntlich alles Elend und alle Trübsal auf Erden herstammt". (4, 24). Oder: „Wie es die Weiber auf der Zunge haben, vorab eine kurze Red', dann ein Wortschwall, daß einem Gehör und Gedanken vergehen, dann wieder fünf Wort', so gut wie ein Dutzend, bis der Mann müd' wird". (3, 277) „Drei Frauenzimmer, die sich eine Zeitlang stumm verhalten, sind ein seltener Anblick" (3, 114). Oder: „Ich weiß schon, was d' bringst, du müßt' es nicht Weibern aufbunden haben" (6, 89).

Von der Launenhaftigkeit sagt er: „Sie haben die Neigung, das Gegenteil vom Gesagten zu tun, und vom Getanen zu sagen" (4, 166). Dabei sind sie starrköpfig: „Sie führen durch, was sie sich in den Kopf gesetzt haben, eine artige Kunst, an die schon mancher hat glauben müssen" (5, 18). Regerl in „Jungferngift" und Sephie in den „Kreuzelschreibern" sind die hierzu passenden Charaktere.

Necker [1]) in seinem Aufsatz über Anzengruber will sein ganzes Schaffen nur von dem Standpunkte der Religion aus betrachtet wissen. Er glaubt, Anzengruber habe alles, auch das ganz Weltliche, von

---

[1]) S. 40—41.

diesem Gesichtspunkt aus beurteilt, das sei der Grund, weshalb die Bauern, bei denen die Religion noch im Mittelpunkte stehe, ungleich besser geschildert seien als die Städter, da bei diesen die Religion nur nebensächlich sei. Aus diesem Grunde sei er gezwungen gewesen, bei den Wienern anstatt tiefbewegender Probleme nur Sittenschilderungen zu schaffen. Wenn auch dieses nicht ganz zutrifft, denn das „Vierte Gebot" ist ein Wiener Stück, so ist es doch wahr, daß er das Problem Religion in jeder Phase und jeder Schattierung behandelt hat. Er beschreibt den Unglauben aus Bitterkeit, aus Leichtsinn und aus Übermut. Der Aberglauben ist wohl niemals in so vielen Abstufungen beschrieben worden. Die aufgeklärte Religion, nach des Dichters eigenem Herzen, findet viele prächtige Vertreter. Aber da die meisten männlichen Geschlechts sind, brauchen sie nicht weiter berücksichtigt zu werden.

Was die Religion im Leben der Frauen anbelangt, so nimmt er als selbstverständlich an, daß sie strenger kirchlich als die Männer sind. Er hat nur eine wirkliche Zweiflerin, die Burgerlies, denn die Lotteriesepherl ist nur ein Scherz. Die vollendetste Verkörperung der Herzensfrömmigkeit ist eine Frau, die fromme Kathrein. An ihr zeigt er, daß Frömmigkeit die Bürden des Lebens erleichtert.

Religiöses Gefühl wird bei den Frauen erwartet, wie Elfriede sagt, damit sie leichter regiert werden können (9, 192). „Männer gönnen den Weibern nebst allem guten Glauben auch noch allen Unglauben dazu, weil sie meinen, es wär' nicht abzusehen, wohin es käme, wenn die einmal freigeisterisch dächten und sich einbildeten, nicht das Genommensein sei ihr Los, sondern das Nehmen ihr Beruf" (L. D. 236). Die Burgerlies sagt ungefähr dasselbe: „Laßt mich aus mit 'n Gott der Väter, den habt's ös alte Schippeln doch nur für d' Weiber aufbracht, damit s' Zucht halten und nit auf d' Jüngern 'neben schau'n" (6, 132). In der Not legt sich der Mann aufs Fluchen, das Weib aufs Beten (3, 70).

In der Religionsfrage legt Anzengruber das ganze Gewicht auf die sittigende Aufgabe derselben. Nicht daß er nicht auch das Sittlichkeitsgefühl außerhalb der Kirchengemeinschaft findet, aber er ist im Grunde doch kirchenfreundlich. Wohl bekämpft er die Engherzigkeit der Kirche, nicht aber die Kirche selber. An den vielen edlen Pfarrergestalten bezeugt er den großen Einfluß der Kirche in der Erziehung des Volkes.

Das Gefühl für Sittlichkeit ist bei den Frauen unumgänglich notwendig. Der Mann ist geneigt, die Rechtschaffenheit leicht zu nehmen. Geben die Bauern doch zu, daß sie es nicht immer christlich genau mit einer einzigen nehmen (1, 177). Dabei bestehen sie doch alle darauf, daß die Frau besser sein muß. Burschen sind von Haus aus roh; daß was Rechtes aus ihnen werde, dazu sind ihnen die Weibsleut gegeben. Der Mann muß Respekt vor dem Weibe haben, sonst bleibt er ein Lump (2, 73).

Was die Frau ohne Sittlichkeit ist, zeigt Anzengruber an der Barbara Schalanter, an den verwandten Wiener Typen und den Frauen im „Sündkind“. Solche Charaktere wirken zersetzend wie Gift.

Auf der andern Seite verteidigt er doch die Gefallenen. Wie er die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menschen den ungerechten Verhältnissen der Gesellschaft zuschreibt, so gilt diese Entschuldigung auch für solche Frauen. Die Familie mit der falschen Erziehung trägt die Schuld, wovon Ida in „Alte Wiener“ das treffendste Beispiel ist. Eine Frau ohne Selbstbewußtsein ist am übelsten dran, denn sie kann ihre Pflicht nicht erfüllen. Elfriede sagt von diesen, sie seien dem Mann ein Hemmschuh, ein Blei an den Füßen, welches ihn am Vorwärtsschreiten hindere. Die einzige Reform, die Anzengruber nennt, um diese Frage zu lösen, ist die richtige Familienerziehung.

Die Stellung der Frau ist bei Anzengruber niemals eine untergeordnete. Das Weib ist nicht die Herrin, aber auch niemals die unterwürfige Dienerin. Die Natur hat sie zur gleichberechtigten Gehilfin gemacht. Er zeigt viele Beispiele, wo die Eheleute sich gegenseitig erziehen. In den „Kreuzelschreibern“ und in „brave Leut' vom Grund“ zeigt er, daß sie sich nicht in Männerarbeit mengen soll. Nur sittlich tonangebend in der Familie soll sie sein.

Die Frage der Frauenemanzipation wird nicht gestreift, wie sie ja in den mittleren Bürger- und Bauernkreisen, wo gleiche Arbeit und gleiche Verantwortung gleiche Rechte mit sich bringen, kaum so wichtig ist. Allerdings ist das Stück „Elfriede“ geschrieben, um für die Rechte der Frau einzutreten, doch handelt es sich da nur um die sittlichen Rechte der Frau in der Familie, nicht um solche außerhalb derselben. Daß er auch da gerecht geurteilt hätte, wenn er dieselben besprochen hätte, dürfte man vielleicht aus einem Ausspruch der Trutzigen schließen, wo sie sagt, daß sie wie ein Mann gearbeitet habe und von der Arbeit lebe, deshalb dürfe sie unabhängig sein (8, 266).

Doch ist auch dieses mit Vorsicht aufzunehmen, denn er erkennt nur den Beruf der Frau in der Familie an.

Wie die Kinder die sittliche Erziehung in der Familie erhalten sollen, zeigt Anzengruber an einer Reihe von Beispielen; die Erziehung der Anna im „Pfarrer von Kirchfeld", der Tochter in „Brave Leut' vom Grund", des Sohnes der Familie Schön sind nebst andern solche nachahmungswerte Beispiele. Sogar uneheliche Kinder werden durch die rechte Erziehung zu herrlichen Menschen erzogen, wenn ihnen die rechte Umgebung zuteil wird, wie man an Leni und an der Horlacherlies sieht, denn die Erziehung ist wichtiger und maßgebender im Leben als ererbte Eigenschaften.

Andererseits sieht man an den Schalanters und ähnlichen Verhältnissen, wohin die verkehrte Erziehung führt. Vor allen Dingen ist es wichtig, daß die Erziehung auf Wahrheit beruht, die schlimmen Folgen der Lüge werden am „Einsam" veranschaulicht.

Nur die peinlichste Sorgfalt in den Handlungen der Eltern kann wirksam sein, wie am Beispiel des Kindes der „Diebsannerl" zu sehen ist. Gute Zucht muß geübt werden; daß einer gegen sich selbst aufkommen kann, ist das Notwendigste, was der Mensch braucht, und was man den Kindern von klein auf beibringen soll (2, 148). Strenge allein genügt nicht, sie schadet oft mehr, als sie nützt (L. D. 369).

Noch ein Mittel der Erziehung nennt Anzengruber verschiedene Male, dessen Wirkung er nur zu stark an sich selbst empfunden hat, das Leid. Wieviele seiner Charaktere werden durch bittere Erfahrung zu guten Menschen gemacht. Leni, Kurdel („Unrecht Gut") und andere, besonders die Sinnierer, gehören zu dieser Gruppe. Es ist Anzengrubers Eigentümlichkeit, daß die meisten seiner Gestalten nicht verbittert, sondern geläutert aus dem größten Herzeleid hervorgehen.

Die Erziehung der Mädchen soll vor allem praktisch sein, wie in Hinsicht auf die Kreise, für die er schreibt und von denen er schreibt, natürlich ist. Die Schule spielt in seinen Erzählungen eine sehr untergeordnete Rolle, sie wird kaum genannt. Im Vergleich zu seinem Vorgänger, Auerbach, mit dem er sonst viel Verwandtes hat, ist grade dieses bemerkenswert, denn es ist ein Zeugnis dafür, daß er nur das aus seinen Vorbildern annimmt, was er schon selbst entwickelt hat und was seiner Natur gemäß ist. Die Mädchen sollen vor allem lernen, was im Haushalte nötig ist, denn nur „die Tüchtige wird von dem Manne geachtet". Der gute Charakter, den sie sich im

Das Gefühl für Sittlichkeit ist bei den Frauen unumgänglich notwendig. Der Mann ist geneigt, die Rechtschaffenheit leicht zu nehmen. Geben die Bauern doch zu, daß sie es nicht immer christlich genau mit einer einzigen nehmen (1, 177). Dabei bestehen sie doch alle darauf, daß die Frau besser sein muß. Burschen sind von Haus aus roh; daß was Rechtes aus ihnen werde, dazu sind ihnen die Weibsleut gegeben. Der Mann muß Respekt vor dem Weibe haben, sonst bleibt er ein Lump (2, 73).

Was die Frau ohne Sittlichkeit ist, zeigt Anzengruber an der Barbara Schalanter, an den verwandten Wiener Typen und den Frauen im „Sündkind“. Solche Charaktere wirken zersetzend wie Gift.

Auf der andern Seite verteidigt er doch die Gefallenen. Wie er die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Menschen den ungerechten Verhältnissen der Gesellschaft zuschreibt, so gilt diese Entschuldigung auch für solche Frauen. Die Familie mit der falschen Erziehung trägt die Schuld, wovon Ida in „Alte Wiener“ das treffendste Beispiel ist. Eine Frau ohne Selbstbewußtsein ist am übelsten dran, denn sie kann ihre Pflicht nicht erfüllen. Elfriede sagt von diesen, sie seien dem Mann ein Hemmschuh, ein Blei an den Füßen, welches ihn am Vorwärtsschreiten hindere. Die einzige Reform, die Anzengruber nennt, um diese Frage zu lösen, ist die richtige Familienerziehung.

Die Stellung der Frau ist bei Anzengruber niemals eine untergeordnete. Das Weib ist nicht die Herrin, aber auch niemals die unterwürfige Dienerin. Die Natur hat sie zur gleichberechtigten Gehilfin gemacht. Er zeigt viele Beispiele, wo die Eheleute sich gegenseitig erziehen. In den „Kreuzelschreibern“ und in „brave Leut' vom Grund“ zeigt er, daß sie sich nicht in Männerarbeit mengen soll. Nur sittlich tonangebend in der Familie soll sie sein.

Die Frage der Frauenemanzipation wird nicht gestreift, wie sie ja in den mittleren Bürger- und Bauernkreisen, wo gleiche Arbeit und gleiche Verantwortung gleiche Rechte mit sich bringen, kaum so wichtig ist. Allerdings ist das Stück „Elfriede“ geschrieben, um für die Rechte der Frau einzutreten, doch handelt es sich da nur um die sittlichen Rechte der Frau in der Familie, nicht um solche außerhalb derselben. Daß er auch da gerecht geurteilt hätte, wenn er dieselben besprochen hätte, dürfte man vielleicht aus einem Ausspruch der Trutzigen schließen, wo sie sagt, daß sie wie ein Mann gearbeitet habe und von der Arbeit lebe, deshalb dürfe sie unabhängig sein (8, 266).

Doch ist auch dieses mit Vorsicht aufzunehmen, denn er erkennt nur den Beruf der Frau in der Familie an.

Wie die Kinder die sittliche Erziehung in der Familie erhalten sollen, zeigt Anzengruber an einer Reihe von Beispielen; die Erziehung der Anna im „Pfarrer von Kirchfeld“, der Tochter in „Brave Leut' vom Grund“, des Sohnes der Familie Schön sind nebst andern solche nachahmungswerte Beispiele. Sogar uneheliche Kinder werden durch die rechte Erziehung zu herrlichen Menschen erzogen, wenn ihnen die rechte Umgebung zuteil wird, wie man an Leni und an der Horlacherlies sieht, denn die Erziehung ist wichtiger und maßgebender im Leben als ererbte Eigenschaften.

Andererseits sieht man an den Schalanters und ähnlichen Verhältnissen, wohin die verkehrte Erziehung führt. Vor allen Dingen ist es wichtig, daß die Erziehung auf Wahrheit beruht, die schlimmen Folgen der Lüge werden am „Einsam“ veranschaulicht.

Nur die peinlichste Sorgfalt in den Handlungen der Eltern kann wirksam sein, wie am Beispiel des Kindes der „Diebsannerl“ zu sehen ist. Gute Zucht muß geübt werden; daß einer gegen sich selbst aufkommen kann, ist das Notwendigste, was der Mensch braucht, und was man den Kindern von klein auf beibringen soll (2, 148). Strenge allein genügt nicht, sie schadet oft mehr, als sie nützt (L. D. 369).

Noch ein Mittel der Erziehung nennt Anzengruber verschiedene Male, dessen Wirkung er nur zu stark an sich selbst empfunden hat, das Leid. Wieviele seiner Charaktere werden durch bittere Erfahrung zu guten Menschen gemacht. Leni, Kurdel („Unrecht Gut“) und andere, besonders die Sinnierer, gehören zu dieser Gruppe. Es ist Anzengrubers Eigentümlichkeit, daß die meisten seiner Gestalten nicht verbittert, sondern geläutert aus dem größten Herzeleid hervorgehen.

Die Erziehung der Mädchen soll vor allem praktisch sein, wie in Hinsicht auf die Kreise, für die er schreibt und von denen er schreibt, natürlich ist. Die Schule spielt in seinen Erzählungen eine sehr untergeordnete Rolle, sie wird kaum genannt. Im Vergleich zu seinem Vorgänger, Auerbach, mit dem er sonst viel Verwandtes hat, ist grade dieses bemerkenswert, denn es ist ein Zeugnis dafür, daß er nur das aus seinen Vorbildern annimmt, was er schon selbst entwickelt hat und was seiner Natur gemäß ist. Die Mädchen sollen vor allem lernen, was im Haushalte nötig ist, denn nur „die Tüchtige wird von dem Manne geachtet“. Der gute Charakter, den sie sich im

Umgang mit guten Leuten erwirbt, ist die Hauptsache (L. D. 410). Die beste Erzieherin ist die Arbeit. Bei den Städtern entsteht der Nachteil, daß sie zu viel Zeit haben. Schon die Kinder sind überklug und verbildet. Weil die Frauen der höheren Stände zu viele Romane lesen, wird ihr gesundes Empfinden gestört und getrübt. „Im Schlafrock geboren und beim Romanelesen aufgewachsen", das ist seine immer wiederkehrende Klage und der Grund, warum die meisten Stadtehen unglücklich sind[1]).

Nicht das viele Lernen ist eine Abhilfe gegen Halbbildung, nicht die gleiche Bildung ist den Geschlechtern nötig, sondern vielmehr die Herzens- und Charakterbildung. Aus diesem Grunde soll die Hauptbildung im Hause, nicht in der Schule gewonnen werden.

Weil nun auf der Familie die ganze Erziehung beruht, so wird viel Gewicht auf die Gründung derselben gelegt. Wie wichtig diese Frage in der Volksbelehrung ist, geht daraus hervor, daß diese Frage mehr als irgend eine andere von ihm behandelt worden ist, daß sie nicht nur meistens Hauptproblem ist, sondern auch bei andern Fragen immer wieder gestreift wird.

Den Schwerpunkt der Frage verlegt der Dichter auf die Eingehung der Ehe: unter welchen Umständen sie gegründet wird, welcher Art die Eigenschaften der Beteiligten sein sollen. „Gleich und gleich" ist der Grundsatz, der schon im ersten Drama aufgestellt und dann in den weiteren erklärt wird. Die erste Erzählung erklärt dieses gleich und gleich als gleich an Alter, gleich an Neigung und gleich an rechtlicher Gesinnung; diese drei Hauptbedingungen finden sich bei allen Musterehen, wovon die Werke eine stattliche Reihe aufzählen.

Ist der Mann alt und die Frau jung, so ist die Ehe unglücklich, kann sogar ein Verbrechen zur Folge haben (5, 139; 4, 263).

Der Unterschied in der Konfession ist nur ein äußerlicher Umstand; der Pfarrer von Kirchfeld segnet auch solche Ehen ein, denn eine Ehe verhindern aus diesem Grunde könnte großes Unglück zur Folge haben, wie am Beispiel des Wurzelsepp gezeigt wird (6, 57).

Auch der Güterunterschied ist nur ein konventionelles Bedenken, welches keine Berechtigung hat. In der „Polizze", im Märchen vom „Hanns und Gretl" wird bewiesen, daß auch die Armut leichter zu zweien ertragen wird, wenn sie nur gleicher Gesinnung sind.

Lieben sie sich, meinen sie es treu miteinander, sind sie aufrichtig so haben die Kinder das Recht, ja die Pflicht, sich auch gegen den

[1]) L. D. 440.

Willen der Eltern zu vereinen, wie das Paar im „Doppelselbstmord" und im „Bösen Gast". Sie dürfen sich nicht nur vor den Eltern, sondern auch vor der Kirche gegen irgendwelche Eingriffe in ihre Rechte schützen, so lehrt die Tendenz der „Kreuzelschreiber".

Sind diese drei Bedingungen nicht vorhanden, fehlt besonders die Achtung voreinander, so darf das Mädchen niemals zur Ehe gezwungen werden, auch nicht, wenn die Eltern meinen, daß es zur Ehrenrettung nötig ist. Die Ehe des Altlechner in den „Kreuzelschreibern" und in der Erzählung „Die Herzfalte" veranschaulichen, wozu solch eine Ehe führt.

Der Mann hat das Recht, sittliche Reinheit von der Frau zu verlangen, aber auch die Frau kann und muß einen einwandfreien Wandel vom Mann beanspruchen vor und nach der Eheschließung, das ist der Schluß der Tragödie der Familie Stolzenthaler im „Vierten Gebot" und des Dramas „Der ledige Hof". Die Ehe ist keine Besserungsanstalt für liederliche Männer, denn „wer einen Rauchkehrer säubern wollt, möcht wohl selbst dabei schmutzig werden" (L. D. 186).

Sind aber diese Grundbedingungen erfüllt, fehlt auch die gegenseitige Liebe nicht, so kann auch eine wilde Ehe eine Quelle des reinsten Glückes werden. Die Ehe Tomerls und der Cenz in „Stahl und Stein" ist eine solche.

Der Mangel an Sittlichkeit beim Manne ist der einzige Grund der Scheidung, den Anzengruber anführt. Er gibt Hedwig das Recht, zum Besten des Kindes den Mann zu verlassen. Auch in „Hand und Herz" wird die Ehe Friedners dadurch null und nichtig, denn Anzengruber will ausdrücklich die zweite Ehe als eine ideale aufgefaßt wissen (9, 286).

Wie Anzengruber bei den Frauencharakteren die mangelhaften kurz streift, aber die Vorzüge derselben sammelt und immer wieder auf sie Bezug nimmt, so in der Ehefrage. Es heißt davon: „Muß schön sein, wenn zwei Leut' so ein Leben aus einem Stück führen, s' gibt keine Zeit, bevor sie sich kennt haben, sie mögen sich vertrauen bis ins Grab" (A. H. 15). Eine der traurigsten Episoden in den Werken ist die Geschichte von dem Zerwürfnis in einer solchen Ehe, die des Brennigerschen Ehepaares in den „Kreuzelschreibern". „Auf Erden kann es kein lieberes Anschaun geben, als neben einem rechten Mann ein rechtes Weib" (2, 73). Ein treues Weib ist den jüngern Geschwistern ein Halt, heiratet aus Liebe und wird den Ihren Alles und sonst nichts auf der Welt (A. H. 103). „Ein treues Frauenherz, ein freudig Kinderantlitz, bannen den Spuk des Unfriedens" (A. H. 184).

Die Ehe ist die Krone des Frauentums. Weib und Gattin zu sein, ist ein Los, dessen ausschließliche Reinheit selbst der Mann respektiert, der in einem wildbewegten Leben das Verständnis dafür verloren; ein Los, dessen stillen Frieden gar oftmal auch das Weib beneidet, das es durch eigene Schuld verscherzt, oder durch Fremde eingebüßt hat (A. H. 105).

Vom Gegenteil der rechten Ehe heißt es: „Unter allem, was sich die Menschen antun können, fällt alleweil das zwischen Mann und Weib am härtesten". „Szenen fallen vor, voll Bitterkeit und rücksichtsloser Gehässigkeit, — — wie sie Fernerstehenden unmöglich sind" (1, 243) L. D. 106.

Darum ist der Frau besonders große Vorsicht nötig, sie soll und muß sich auf ihr Gefühl verlassen können. Wenn sie liebt, soll sie dem Einen treu bleiben, denn nur von einem kann sie hoffen, das Glück zu erlangen. Fürs menschliche Zusammenleben ist ein heilig Sakrament eingesetzt, und den Verspruch tun mit einem andern als nur mit dem, der mir ans Herz gewachsen ist, heißt Gott versuchen (L. D. 140), sagt Phinerl im „Gestohlenen Gut". Dem Unglück gegenüber kann man nicht wählerisch sein, wohl aber dem Glück. Wer ein reinliches in seinen vier Wänden verlangt, der weiß auch nur einen einzigen, ders bringen kann (L. D. 226).

Das Endergebnis der Untersuchung ist: die Mission der Frau ist, die Familie zu bauen, sie zu hegen und zu pflegen; nicht nach Vernunftgründen abwägend, sondern dem Herzen folgend soll sie den Irrenden beistehen und helfen. „Jugend und Schönheit wirken immer erfreulich, ein wenig Anmut noch dazu, und ihr habt einen bestrickenden Eindruck; aber es gibt weibliche Naturen von einer Güte und Reinheit des Wesens, von der sich auch ihrer Umgebung mitteilt; ferne von ihnen entfährt uns kein leichtfertig Wort, befällt uns kein arger Gedanke, und in ihrer Nähe glauben wir uns selbst reiner und besser. Ich weiß es nicht, ob jeder im Leben eine solche Erfahrung gemacht, aber das weiß ich, daß ich jeden beklage, dem sie fehlt" (B. S. 63).

Dies letztere schrieb Anzengruber nicht in seiner Jugend, sondern als Zweiundvierzigjähriger, nachdem er viel Schweres durchgemacht hatte.

Das Grabmal Anzengrubers auf dem Wiener Friedhofe stellt ein frisches Dirndel als Volksmuse dar, welche ein Marterl umklammert. Es ist ein wunderbar treffend gewähltes Symbol, denn seine ganze Hoffnung für die Zukunft des gesunden Volkstums, die Fülle seines Lebensmutes, seine ganze Liebe für die Menschheit hat er verkörpert in der Frau aus dem Volke.

Bibliographie.

Werke Anzengrubers:

Gesammelte Werke. 10 Bände. Cotta, Stuttgart. 3. Aufl. 1897.
Allerhand Humore. Breitkopf & Härtel, Leipzig. 1883.
Aus'm gewohnten Geleis. Cotta, o. J.
Bekannte von der Straße. R. F. Albrecht, Leipzig. 1881.
Brave Leut vom Grund. Cotta, 1892.
Die Kameradin. F. Minden, Leipzig. 1883.
Die Tochter des Wucherers. Rosner, Wien. 1873.
Ein Faustschlag. Rosner, Wien. 1878.
Letzte Dorfgänge. Cotta, 1910.
Briefe. 2 Bände. Hrsg. von Bettelheim. Cotta, 1902.

Auerbach, B. Dramatische Eindrücke. Hrsg. von Neumann-Hofer, Seite 216, 219, 239, 245, 269. Cotta, 1892.

Bettelheim, A. Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung. (Führende Geister. Bd. 3). Dresden 1891.
— Deutsche und Franzosen. S. 93—111. Wien 1895.
— L. Anzengruber. Allgemeine deutsche Biographie. Band 46, 19—23. 1902.

Bolin, W. L. Anzengruber. Euphorion 9. 1902. S. 398—417.

Brahm, O. L. Anzengruber. Freie Bühne, 2 (1890), S. 1254.
— " " 11 (1891), S. 41 u. 84.

David, J. Anzengruber. Die Dichtung. Schuster & Löffler, Berlin o. J.

Ernst, O. Buch der Hoffnung. S. 180—233. Staackmann, Leipzig. 1896.

Friedmann, S. L. Anzengruber. Seemann, Leipzig. 1903.
— Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. Bd. II S. 143—199. Leipzig 1903.

Müller-Guttenbrunn, A. Im Jahrhundert Grillparzers. S. 150—190. Müller, Leipzig. 1904.

Muth, R. von, Die Dichtung in Österreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Programm. S. 29—31. Wiener-Neustadt. 1896.

Necker, M. L. Anzengruber. Grenzboten 1891. 2. Teil. S. 34—49.

Die Ehe ist die Krone des Frauentums. Weib und Gattin zu sein, ist ein Los, dessen ausschließliche Reinheit selbst der Mann respektiert, der in einem wildbewegten Leben das Verständnis dafür verloren; ein Los, dessen stillen Frieden gar oftmal auch das Weib beneidet, das es durch eigene Schuld verscherzt, oder durch Fremde eingebüßt hat (A. H. 105).

Vom Gegenteil der rechten Ehe heißt es: „Unter allem, was sich die Menschen antun können, fällt alleweil das zwischen Mann und Weib am härtesten". „Szenen fallen vor, voll Bitterkeit und rücksichtsloser Gehässigkeit, — — wie sie Fernerstehenden unmöglich sind" (1, 243) L. D. 106.

Darum ist der Frau besonders große Vorsicht nötig, sie soll und muß sich auf ihr Gefühl verlassen können. Wenn sie liebt, soll sie dem Einen treu bleiben, denn nur von einem kann sie hoffen, das Glück zu erlangen. Fürs menschliche Zusammenleben ist ein heilig Sakrament eingesetzt, und den Verspruch tun mit einem andern als nur mit dem, der mir ans Herz gewachsen ist, heißt Gott versuchen (L. D. 140), sagt Phinerl im „Gestohlenen Gut". Dem Unglück gegenüber kann man nicht wählerisch sein, wohl aber dem Glück. Wer ein reinliches in seinen vier Wänden verlangt, der weiß auch nur einen einzigen, ders bringen kann (L. D. 226).

Das Endergebnis der Untersuchung ist: die Mission der Frau ist, die Familie zu bauen, sie zu hegen und zu pflegen; nicht nach Vernunftgründen abwägend, sondern dem Herzen folgend soll sie den Irrenden beistehen und helfen. „Jugend und Schönheit wirken immer erfreulich, ein wenig Anmut noch dazu, und ihr habt einen bestrickenden Eindruck; aber es gibt weibliche Naturen von einer Güte und Reinheit des Wesens, von der sich auch ihrer Umgebung mitteilt; ferne von ihnen entfährt uns kein leichtfertig Wort, befällt uns kein arger Gedanke, und in ihrer Nähe glauben wir uns selbst reiner und besser. Ich weiß es nicht, ob jeder im Leben eine solche Erfahrung gemacht, aber das weiß ich, daß ich jeden beklage, dem sie fehlt" (B. S. 63).

Dies letztere schrieb Anzengruber nicht in seiner Jugend, sondern als Zweiundvierzigjähriger, nachdem er viel Schweres durchgemacht hatte.

Das Grabmal Anzengrubers auf dem Wiener Friedhofe stellt ein frisches Dirndel als Volksmuse dar, welche ein Marterl umklammert. Es ist ein wunderbar treffend gewähltes Symbol, denn seine ganze Hoffnung für die Zukunft des gesunden Volkstums, die Fülle seines Lebensmutes, seine ganze Liebe für die Menschheit hat er verkörpert in der Frau aus dem Volke.

Bibliographie.

Werke Anzengrubers:

Gesammelte Werke. 10 Bände. Cotta, Stuttgart. 3. Aufl. 1897.
Allerhand Humore. Breitkopf & Härtel, Leipzig. 1883.
Aus'm gewohnten Geleis. Cotta, o. J.
Bekannte von der Straße. R. F. Albrecht, Leipzig. 1881.
Brave Leut vom Grund. Cotta, 1892.
Die Kameradin. F. Minden, Leipzig. 1883.
Die Tochter des Wucherers. Rosner, Wien. 1873.
Ein Faustschlag. Rosner, Wien. 1878.
Letzte Dorfgänge. Cotta, 1910.
Briefe. 2 Bände. Hrsg. von Bettelheim. Cotta, 1902.

Auerbach, B. Dramatische Eindrücke. Hrsg. von Neumann-Hofer, Seite 216, 219, 239, 245, 269. Cotta, 1892.

Bettelheim, A. Ludwig Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung. (Führende Geister. Bd. 3). Dresden 1891.
— Deutsche und Franzosen. S. 93—111. Wien 1895.
— L. Anzengruber. Allgemeine deutsche Biographie. Band 46, 19—23. 1902.

Bolin, W. L. Anzengruber. Euphorion 9. 1902. S. 398—417.

Brahm, O. L. Anzengruber. Freie Bühne, 2 (1890), S. 1254.
— " " 11 (1891), S. 41 u. 84.

David, J. Anzengruber. Die Dichtung. Schuster & Löffler, Berlin o. J.

Ernst, O. Buch der Hoffnung. S. 180—233. Staackmann, Leipzig. 1896.

Friedmann, S. L. Anzengruber. Seemann, Leipzig. 1903.
— Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern. Bd. II S. 143—199. Leipzig 1903.

Müller-Guttenbrunn, A. Im Jahrhundert Grillparzers. S. 150—190. Müller, Leipzig. 1904.

Muth, R. von, Die Dichtung in Österreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus. Programm. S. 29—31. Wiener-Neustadt. 1896.

Necker, M. L. Anzengruber. Grenzboten 1891. 2. Teil. S. 34—49.

Petsch, R. Anzengruber. Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Bd. 16. S. 640—646. 1902.

Rosegger, P. Ausgewählte Schriften. Meine Ferien. Staackmann, Leipzig. 1906.

— Gute Kameraden. S. 1—84. Hartleben, Wien. 1893.

Rosner, L. Erinnerungen an Anzengruber. Klinkhardt, Leipzig. 1891.

Sauer, A. Gesammelte Reden und Aufsätze. Zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. S. 336—353. Fromme, Wien. 1903.

Scherer, W. Kleine Schriften. Bd. 2, S. 171—172. Berlin 1893.

Schlenther, P. Anzengruber. Freie Bühne 1 (1890), S. 142—143.

— „ „ 2 (1891), S. 264—266.

Schmidt, E. L. Anzengruber. Chronologie der Werke. Biographische Blätter 2, S. 80 ff. (Mir nicht zugänglich.)

— Rezension. Anzengrubers Werke. Deutsche Literaturzeitung 12, S. 347—353. 1891.

Schönbach, A. Gesammelte Aufsätze zur neuen Literatur. S. 212 226. Leuschner & Lubensky, Graz. 1904.

Servaes, F. Praeludien. S. 21—52. Schuster & Löffler, Berlin. 1899.

Sittenberger, H. Das dramatische Schaffen in Österreich. S. 300—386. München 1898.

Außerdem die bekannten Literaturgeschichten, besonders die des neunzehnten Jahrhunderts.

Anmerkung: Verweise auf Bettelheim und Friedmann beziehen sich, wenn nicht ausdrücklich Gegenteiliges vermerkt ist, auf die beiden Biographien.

Zahlen in Parenthese im Text beziehen sich auf die Werke, die in dem Abschnitt besprochen werden. Die folgenden Abkürzungen wurden angewandt:

A. H. = Allerhand Humore.
B. S. = Bekannte von der Straße.
L. D. = Letzte Dorfgänge.

Torgauer Druck- und Verlagshaus G.m.b.H., Torgau.